

Jahrgang 43 • Heft 3 • 2014

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Michael Becker:
Politik des Beschweigens
- Andreas Stückler:
Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte
- Stefan Hirschauer:
Sinn im Archiv?
- Jürgen Gerhards:
Top Ten Soziologie

DGS DEUTSCHE
GESELLSCHAFT
FÜR SOZIOLOGIE

campus

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 3 • 2014

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).
Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,
E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:
Prof. Dr. Stephan Lessenich, E-Mail: stephan.lessenich@uni-jena.de.
Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,
Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,
E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.
Schatzmeisterin: Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,
Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,
D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,
Tel.: 0231/ 755 7135 Fax: 0231/755 6509.
Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.soziologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, www.campus.de
Geschäftsführer: Thomas Carl Schwoerer
Programmleitung Wissenschaft: Dr. Judith Wilke-Primavesi
Abonnenen- und Anzeigenbetreuung:
Barbara Müller, 0 69/97 65 16-812, mueller@campus.de

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:
Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat (print + online) 70 €;
Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 €;
Jahresabonnement Studenten/Emeriti (print + online) 30 €.
Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag, Frankfurt 2014

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH
ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	249
-----------------	-----

Identität und Interdisziplinarität

Michael Becker

Politik des Beschweigens	251
--------------------------------	-----

Andreas Stückler

Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte	278
---	-----

Forschen, Lehren, Lernen

Stefan Hirschauer

Sinn im Archiv?	300
-----------------------	-----

Jürgen Gerhards

Top Ten Soziologie	313
--------------------------	-----

DGS-Nachrichten

Veränderungen in der Mitgliedschaft	322
---	-----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektion</i> Alter(n) und Gesellschaft	326
--	-----

<i>Sektionen</i> Arbeits- und Industriesoziologie, Organisationssoziologie und Wirtschaftssoziologie	329
---	-----

<i>Sektion</i> Biographieforschung	331
--	-----

<i>Sektion</i> Familiensoziologie	338
---	-----

<i>Sektion</i> Medien- und Kommunikationssoziologie	341
<i>Sektion</i> Methoden der Qualitativen Sozialforschung	345
<i>Sektion</i> Migration und ethnische Minderheiten	348
<i>Arbeitskreis</i> Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen	351

Nachrichten aus der Soziologie

Wolfgang Bonß

Ulrich Beck zum 70. Geburtstag	356
Call for Papers	360
Leibmessen: Experimentelle Optimierung von Körper und Alltag • Strukturwandel der Arbeit(swelt) • Handlungs- und Interaktionskrisen – Theoretische und empirische mikrosoziologische Perspektiven	
Autorinnen und Autoren	371
Abstracts	373

Gewöhnung,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

ist ein soziologisch hoch relevanter, sozialer Prozess. Zu dieser Einsicht führt ein Umkehrschluss. »Die Erzeugung neuer Bedürfnisse ist die erste geschichtliche Tat.« Wenn Marx und Engels damit Recht haben, dann ist Gewöhnung eine elementare soziale Voraussetzung für Stillstand. Zwei Beispiele:

Die offizielle Arbeitslosenquote in der Bunderepublik in diesem Mai beträgt 6,6%. Vor ein paar Jahrzehnten hat man viel niedrigere Arbeitslosigkeit als Indiz einer tiefen Krise des Kapitalismus angesehen und daran weit reichende Folgerungen für Systemwandel geknüpft. Das ist lange her. Gegenwärtig werden Arbeitslosenzahlen unter drei Millionen als Erfolg zur Kenntnis genommen. Sowohl im internationalen Vergleich als auch im Vergleich zur Situation vor zehn Jahren sieht die Lage ja tatsächlich relativ günstig aus. Man hatte sich schon an viel höhere Arbeitslosenzahlen gewöhnt. Und die relevanten Akteure haben längst gelernt: Arbeitslosigkeit schadet zwar den Arbeitslosen, aber man kann mit Millionen Arbeitslosen durchaus Wahlen gewinnen.

Das zweite Beispiel ist der Bologna-Prozess, der 1999 begann. Die Erklärung der Bildungsminister aus 29 europäischen Ländern, der später noch viele weitere beitraten, führte zu einem Reformprozess, in dem über mehrere Umsetzungsschritte atemberaubend unsinnige Resultate erzielt wurden. Verlängerung statt Verkürzung der Studiendauer (dazu kommt noch die zögerliche Rückkehr von G8 zu G9), keine Steigerung der Studierendenmobilität, Überregulierung, Verschulung, Stressverstärkung. Darauf heute noch im Detail einzugehen, erübrigt sich. Es findet sich kaum noch eine Politikerin, kaum ein Universitätsfunktionär, der seine Pflichtkritik am Bologna-Prozess nicht öffentlich abgeliefert hätte. Man habe es ja nur gut gemeint, die nachgeordneten Instanzen hätten die ursprünglichen Absichten aber grob verfälscht. Übel kann einem werden, wenn man von ehemaligen Bologna-Antreiber hört, sie hätten immer schon gesagt haben, dass das nichts werden kann.

Mittlerweile ist zweierlei passiert. Zum einen wurden die Reformen reformiert. Manche der schlimmsten Ungereimtheiten wurden beseitigt, einige Folgen abgemildert, teils durch abermalige Änderungen der Studien- und Prüfungsordnungen und teils informell.

Und zum anderen finden Gewöhnungsprozesse an die Bologna-Reform statt. Dazu tragen mehrere Faktoren bei. Erstens arbeitet und lebt es sich schlecht unter Bedingungen, die man rundum ablehnt. Also arrangiert man sich mit ihnen und trickst. Zweitens entwickelte sich eine bizarre, aber nicht wirkungslose Legitimationsfigur: Früher war ja auch nicht alles ideal. Das hat zwar nie jemand behauptet, aber es legt die Vorstellung nahe, dass die Älteren frühere Verhältnisse verklären oder aber ehemaligen Privilegien nachtrauern. Und dies führt unmittelbar zum dritten Punkt, der kollektiven Gewöhnung durch den Generationeneffekt. Studierende und Lehrende haben zwar starkes Unbehagen an der gegenwärtigen Situation der Universitäten, aber ohne die konkrete Verschlechterungserfahrung ist es schwierig, dieses Unbehagen zu artikulieren. Der Anteil an Universitätsangehörigen mit Vor-Bologna-Erfahrung nimmt von Jahr zu Jahr ab. Vergleiche mit der Situation vor Bologna werden mehr und mehr zur Domäne der schrumpfenden Gruppe der Älteren. Alle drei Faktoren führen zu Gewöhnung, die Gewöhnung durch den Generationeneffekt wirkt wohl am stärksten.

Soziologisch bezeichnet Gewöhnung den Prozess der Entwicklung von Deckungsgleichheit zwischen Erwartungen an und Leistungsfähigkeit von Institutionen. Man kann Gewöhnung also möglicherweise als Ergänzung der Hirschmanschen Trias von Abwanderung, Widerspruch und Loyalität auffassen.

»Die erste geschichtliche Tat ist also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse.« Auch dieser Satz ist von Marx und Engels aus der »Deutschen Ideologie«. Er behauptet nicht das Gegenteil des ersten Zitats, sondern weist auf einen Prozess wechselseitiger Verstärkung. Früher nannte man das Dialektik. Bedürfnisse treiben die Entwicklung der Mittel zu ihrer Befriedigung an, und dies erzeugt neue Bedürfnisse. In den letzten Jahrzehnten fand das Gegenteil statt. Man hat sich an abgesenkte politische Leistungsniveaus gewöhnt und reduzierte Erwartungen als Gewohnheiten stabilisiert, welche weitere gewöhnungsbedürftige Leistungsabsenkungen ermöglichen.

Ihr

Georg Vobruba

Politik des Beschweigens

Plädoyer für eine historisch-soziologische Rekonstruktion des Verhältnisses der Soziologie zum Nationalsozialismus

Michael Becker

I.

Wenn in Deutschland über die NS-Vergangenheit und deren Folgen für die Gegenwart diskutiert wird, dann schlagen die Wellen der Empörung noch immer schnell hoch. Zumindest in diesem Punkt unterscheidet die Soziologie sich nicht von anderen akademischen Disziplinen oder gesellschaftlichen Feldern. Schon vor über 15 Jahren, 1997/1998, wurde zum ersten Mal ein Streit über dieses Thema, genauer über die Rolle der Soziologie im Nationalsozialismus, in der DGS-Verbandszeitschrift ausgetragen. Damals ging es, glaubt man Dirk Kaesler, um nicht weniger als »Wahrheit« und »Ehre« (Kaesler 1997: 20). Von »verleumderische[n] Diffamierungskampagnen« (ebd.: 32) und »Rufmord« (Klingemann 1997: 33) war da die Rede. Auch heute ist der Ton aufgeregt: So sieht Renate Mayntz sich genötigt, dem vermeintlichen Vorwurf der Holocaustleugnung entgegenzutreten (Mayntz 2013). Für beide Debatten gilt: Je stärker sie zu persönlichen Auseinandersetzungen werden, desto geringer ist ihr analytischer Ertrag. Wo Missverständnisse und Anschuldigungen die Oberhand gewinnen, da verschwimmen die Diskussionsebenen und die eigentliche Frage: »Warum hat die (deutsche) Soziologie sich nicht systematisch mit dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt?« bleibt auf der Strecke. Zudem wird durch eine solche Auseinandersetzung das eigentliche Defizit der bisherigen Debatte verdeckt. Dieses besteht meines Erachtens darin, dass die Argumente und Erklärungen zumeist ad hoc eingeführt werden, während eine umfassende,

theoretisch begründete soziologiegeschichtliche Forschungsperspektive fehlt. Allerdings bieten die Beiträge von Michaela Christ und Stefan Deißler in ihren methodischen Überlegungen dafür Anknüpfungspunkte; diese sollen zunächst aus der Perspektive einer kritischen Soziologiegeschichtsschreibung aufgegriffen werden (II.). Die möglichen Erträge einer solchen Forschungsperspektive zeige ich sodann am Beispiel des Marburger Soziologen Heinz Maus und seiner Bemühungen um eine soziologische NS-Forschung (III.). Anschließend werfe ich einen Blick auf die bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft der Nachkriegszeit und skizziere in komparativer Absicht die dortige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus (IV.). Zuletzt gehe ich kurz auf Stefan Kühls Forderung nach einer »Normalisierung der soziologischen NS-Forschung ein.

II.

Initiiert wurde die gegenwärtige Debatte von Michaela Christ (2011; vgl. auch die weiteren Beiträge von Bach 2012; Deißler 2013a, 2013b; Kühl 2013a, 2013b, 2013c; Mayntz 2013; Becker 2013). Im Vergleich zu anderen Disziplinen, so Christ, habe die Soziologie das »Dritte Reich« vernachlässigt (Christ 2011: 407). Zwar existiere eine Reihe von, auch über die Disziplin hinaus bedeutsamen, klassischen Arbeiten (ebd.: 407f.), doch gebe es »einen veritablen Unterschied zwischen einzelnen soziologischen Akteuren und deren Publikationen und der Verankerung eines Forschungsgegenstands im Kern einer Disziplin« (ebd.: 408). Weder die soziologische Theorie noch die empirische Sozialforschung habe das Thema hinreichend untersucht, ein eigenes Forschungsfeld sei nicht entstanden (ebd.: 410). Damit ist das Problem präzise benannt. Darüber hinaus weist Christ auf einen weiteren wichtigen Punkt hin: die Tatsache, dass dieser Mangel offenkundig nicht einmal als relevantes Problem angesehen wird. Nur sehr wenige SoziologInnen haben das Ausbleiben soziologischer NS-Forschung thematisiert und für eine Veränderung plädiert. Neben den von Christ (ebd.: 411) genannten Ralf Dahrendorf (1965) und Zygmunt Bauman (1989) wäre allerdings noch auf Thomas Herz (1987), Y. Michal Bodemann (1997) und Gerhard Stapelfeldt (2009) hinzuweisen, die aus unterschiedlichen Perspektiven auf dieses Problem eingegangen sind. Eine kontinuierliche und syste-

matische Diskussion hat es darüber freilich bislang nicht gegeben. Insofern stellt die aktuelle Debatte eine wesentliche Neuerung dar.

Christ macht mehrere Ursachen für das Ausbleiben einer soziologischen NS-Forschung aus. Dabei unterscheidet sie zwei Ebenen: eine disziplingeschichtliche und eine, die sich auf zentrale Paradigmen der soziologischen Theorie bezieht. Mit Blick auf die Geschichte der Soziologie weist Christ zunächst auf die personellen Kontinuitäten nach dem Ende des Nationalsozialismus hin (Christ 2011: 412ff.). Neben der Disziplingeschichte wendet Christ sich auch den theoretischen Paradigmen der Soziologie zu und sucht dort nach Gründen für die Ausblendung des Nationalsozialismus. Drei dieser Paradigmen im Besonderen seien für den Missstand verantwortlich: Zunächst sei die Dominanz der Modernisierungstheorie in den 1950er, 60er und 70er Jahren zu nennen (ebd.: 420ff.). Die dieser Theorie zugrunde liegende »Logik einer tendenziell gewaltfreien Moderne« habe den Nationalsozialismus als etwas erscheinen lassen, »das es nach soziologischem Verständnis gar nicht geben kann« (ebd.: 421). Sodann sei das handlungstheoretische Prinzip der »generalisierbaren Rationalität« (ebd.: 422) problematisch. Die nationalsozialistische Gewalt sei vielfach selbstzweckhaft gewesen, ein Sinn sei hier nicht zu erfassen. Damit werde diese Form der Gewalt von vornherein aus der Analyse ausgeschlossen und »pathologisiert« oder »mystifiziert« (ebd.: 423). Und schließlich habe die soziologische Gewaltforschung das Problem der kollektiven Massengewalt weitgehend ausgeklammert. Ausgehend von einer positiven Konnotation des staatlichen Gewaltmonopols würden andere Gewaltformen als abweichendes Verhalten definiert. Die NS-Gesellschaft, in der Gewalt zur Norm und zum Mittel der Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung wurde, gerate damit aus dem Blick (ebd.: 424ff.). Christ bleibt aber nicht bei der bloßen Beschreibung stehen, sondern macht deutlich, dass diese Entwicklungen selbst erklärungsbedürftig sind:

»Nationalsozialismus und Holocaust gehörten in der mit dem Wiederaufbau beschäftigten Nachkriegsgesellschaft nicht zu den Themen, denen man sich zuwendete, sondern zu denen, die der Vergangenheit zugeschlagen und im öffentlichen Diskurs weitgehend vermieden wurden. Das gesamtgesellschaftliche Beschweigen der NS-Vergangenheit findet somit seine Entsprechung im soziologischen Forschungsprogramm der Nachkriegsjahre. Im so genannten Wiederaufbau- und später Wirtschaftswunder-Deutschland hatten die Industriesoziologie und, allgemeiner, die Arbeitssoziologie Konjunktur und nicht etwa die Soziologie des Massenmordes. Die Soziologie greift nicht nur Themen auf, sondern gibt Begrifflichkeiten, Analysen, und Sprachmodi zurück, trägt also selbst zur Konstitution von ge-

sellschaftlicher Realität bei. In von Wieses Formulierungen¹ zeigt sich, in welcher Weise die Disziplin Produkt und Spiegel der sie umgebenden Gesellschaft ist.« (Christ 2011: 413)

Diesen Sachverhalt bezeichnet Christ als »Reziprozität des Verhältnisses Soziologie und Gesellschaft« (ebd.). Analog dazu stellt Stefan Deißler in seinem Beitrag zur Debatte die historische Gewordenheit der Soziologie heraus:

»Auch die Soziologie selbst kann aus einer solchen historisch-kritischen Perspektive betrachtet werden. Das Gegenwärtige als Gewordenes zu deuten, bedeutet nicht nur, die gegenwärtige deutsche Gesellschaft vor dem Hintergrund ihrer Geschichte zu analysieren; es bedeutet auch, die vorhandenen soziologischen Theorien, Methoden, Konzepte und Forschungsschwerpunkte als Produkte erratischer Entwicklungsprozesse zu begreifen. Erst wenn es gelingt, diese Prozesse nachzuzeichnen und den Entstehungskontext der verschiedenen Elemente des soziologischen Instrumentariums offenzulegen, erlangt die Soziologie ein Bewusstsein von der Reichweite und den impliziten politischen Gehalten ihrer Beobachtungen und Erklärungen sowie von den »blinden Flecken« ihres Gesichtsfeldes. Bei einer solchen Rekonstruktion müssen selbstverständlich auch die Jahre zwischen 1933 und 1945 berücksichtigt werden.« (Deißler 2013a: 142)

Für eine so verstandene »Historische Soziologie«, so Deißler, sei der Nationalsozialismus »nicht nur ein bedeutender Untersuchungsgegenstand, sondern auch ein wichtiger Bezugspunkt bei der Deutung und Erklärung aktueller gesellschaftlicher Phänomene« (ebd.: 141).

Aber diese Hinweise von Christ und Deißler bleiben meines Erachtens noch zu unspezifisch. Zudem ist auffällig, dass die seit den späten 1990er Jahren geführte Debatte um die Theorie der Soziologiegeschichte in der Diskussion bislang gänzlich unbeachtet geblieben ist (vgl. etwa Demirović 2001, Endreß 2001, Fleck 1999, Kruse 2001, Merz-Benz 2003, Moebius 2004, Peter 2001). Weder die weitgehenden personellen Kontinuitäten der Nachkriegsjahrzehnte, noch die Ausblendung des Nationalsozialismus aus der theoretischen Diskussion mussten sich zwangsläufig einstellen, ebenso wenig wie sie aus Zufällen resultierten. Die Ursachen dieser Entwicklungen müssen also rekonstruiert werden. Die Perspektive einer solchen kritischen Soziologiegeschichte hat Alex Demirović skizziert. Dabei geht er von der Beobachtung aus, »daß die Soziologie in den von ihr analysier-

¹ Der damalige Präsident der DGS Leopold von Wiese sprach 1946 vom Nationalsozialismus als »metaphysisches Geheimnis, an das der Soziologe nicht zu rühren vermag« (Christ 2011: 412; vgl. auch von Wiese 1948a sowie Abschnitt III. in diesem Aufsatz).

ten Gegenstandsbereich fällt. [...] Moderne bürgerliche Gesellschaft und Soziologie entwickeln sich als zusammenhängender, einheitlicher Reproduktions- und Regulationszusammenhang.« (Demirović 2001: 93, 94) Die Soziologie »nimmt Probleme in konkreten gesellschaftlichen Konstellationen auf, und mit ihren Begriffen, Theoremen und empirischen Ergebnissen orientiert sie das Handeln der Akteure.« (ebd.: 94) Die institutionelle Entwicklung der Disziplin ebenso wie ihre Theoriebildungsprozesse folgen dementsprechend nicht oder nur in geringem Maße wissenschaftsinternen Kriterien. Vielmehr ist die Entwicklung der Soziologie selbst historisch-soziologisch zu untersuchen und gesellschaftstheoretisch zu deuten. Christs Begriff der »Reziprozität« von Soziologie und Gesellschaft erfasst dieses Verhältnis aber nur unzureichend, weil er dessen Konflikthaftigkeit außer Acht lässt. Diese betrifft zwei Ebenen: Zum einen geht es um die Frage, welche der (sozial-)wissenschaftlichen Disziplinen die Deutungshoheit über ein Thema bzw. einen gesellschaftlichen Sachverhalt für sich beanspruchen kann. Zum anderen ist die Soziologie selbst als Feld sozialer Auseinandersetzungen zu verstehen, in dem darum gestritten wird, »welche der soziologischen Theorien, Begriffe und Beschreibungen für das Selbstverständnis der durchaus unterschiedlichen sozialen Akteure, ihre Erwartungserwartungen und ihr Handeln verbindlich werden« (ebd.: 97). SoziologInnen gehen, so die Annahme, Bündnisse mit anderen gesellschaftlichen Akteuren ein, diese wiederum finden unter den soziologischen Intellektuellen eine (temporäre oder dauerhafte) Repräsentanz. Dieser Prozess ist dabei nicht als konfliktfreie »Synchronisierung« zu denken, sondern durch eine Reihe von zwischengeschalteten Instanzen vermittelt:

»Vielfach werden die Themen, die Art ihrer Behandlung, die Reputation einzelner Autoren gar nicht durch wissenschaftsinterne Prozeduren gelenkt, sondern durch Prioritäten der öffentlichen Diskussion, durch administrative Problemlagen oder durch Schwerpunkte von Stiftungen oder öffentlichen Fördereinrichtungen bestimmt.« (Demirović 2001: 94)

Ein wesentlicher Teil dieser Prozesse ließe sich unter einem weiten Begriff von Wissenschaftspolitik zusammenfassen. Gerade diese vermittelnde Ebene zwischen allgemein-gesellschaftlichen und disziplininternen Entwicklungen ist in der Debatte bisher nicht angemessen berücksichtigt worden. Aus dieser Perspektive betrachtet, werden die SoziologInnen (ob gewollt oder nicht) selber zu Akteuren gesellschaftlicher Konflikte; die Auseinandersetzungen, die sie im Feld ihrer Disziplin führen, wirken, wiederum vermittelt über Prozesse der Politikberatung, öffentliche intellektuelle Auseinandersetzungen

etc. auf die Gesellschaft zurück; somit ist »die Geschichte der modernen Gesellschaften [...] nicht ohne eine Geschichte der Soziologie verständlich« (ebd.). Der jeweilige status quo ist daher auch mehr als das Ergebnis »erratischer Entwicklungsprozesse« (Deißler). Er ist Ausdruck eines konkreten, angebbaren Verhältnisses im soziologischen Feld, in dem die soziologischen Akteure bestimmte Positionen einnehmen und handeln, womit sie dieses Feld wiederum konstituieren, reproduzieren und verändern. Theorie und empirische Forschung müssen als spezifische Praxis verstanden werden, als Interpretation einer »selbstgeschaffene[n] Realität« (Demirović 2001: 92).

Um diese theoretische Perspektive für die Frage nach den Ursachen der Ausblendung des Nationalsozialismus aus der Soziologie fruchtbar zu machen, müssen konkrete Untersuchungsebenen angegeben werden. Zunächst ist die personelle und institutionelle Entwicklung der Disziplin zu nennen. Zu diesem Fragenkomplex gehören auch die Geschichte der Soziologie im Nationalsozialismus sowie die Kontinuitäten in der Nachkriegszeit. Hier spielen die biographischen und generationellen Dispositionen und Erfahrungen der Akteure ebenso eine Rolle wie deren politische Optionen. Sodann geht es um epistemologische und theoretische Grundannahmen und Paradigmen der Soziologie. Diese Ebenen werden in den bisherigen Debattenbeiträgen durchaus angesprochen, eine systematische Untersuchung ist aber bislang ausgeblieben.

Weiterhin ist das Verhältnis der Soziologie zu ihrer Nachbardisziplin Geschichtswissenschaft von Bedeutung. Auch hier sind wieder mehrere Ebenen zu unterscheiden: sowohl die disziplinäre Arbeitsteilung (also die institutionalisierte Trennung der beiden Fächer bei gleichzeitiger teilweiser Überschneidung der Forschungsgegenstände) als auch der Stellenwert des historischen Wissens in der bzw. für die Soziologie. Zudem lassen sich für die Geschichtswissenschaft die gleichen Fragen formulieren wie für die Soziologie: Wie sehen personelle und institutionelle Entwicklungen (und Kontinuitäten) aus, wie die Muster der fachlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der eigenen Geschichte? Welche Rolle spielen theoretische Entwicklungen wie die Herausbildung sozialwissenschaftlicher Forschungsansätze und wie sind diese zu erklären? In welcher Weise ist die Entwicklung der Disziplin durch politische Prozesse und Entscheidungen geprägt worden?

III.

Dass die Ausblendung des Nationalsozialismus aus dem soziologischen Diskurs Ergebnis von Auseinandersetzungen im soziologischen Feld war und ist, soll im Folgenden am Beispiel von Heinz Maus gezeigt werden. Die Tatsache, dass sein Wirken heute weitgehend unbekannt bzw. vergessen ist, ist selber ein Ergebnis dieser Auseinandersetzungen.² Sein Versuch, eine kritische Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus in der Disziplin zu verankern, wurde weitgehend an den Rand gedrängt. Er blieb nicht wirkungslos, aber sein Einfluss konnte die vorherrschende Verdrängung nicht überwinden.

Heinz Maus dürfte heute vor allem durch seinen »Bericht über die Soziologie in Deutschland 1933 bis 1945« bekannt sein, der 1959, anlässlich des 50jährigen Jubiläums der DGS, in der Kölner Zeitschrift erschien (Maus 1959). Dies war der erste Beitrag, der sich an prominenter Stelle dem Thema widmete. Dem Aufsatz war freilich eine lange Beschäftigung mit dem Themenkomplex Soziologie und Nationalsozialismus vorausgegangen.

Maus musste als ausgewiesener Kenner dieser »Soziologie in Deutschland« gelten, hatte er doch fast die gesamte Zeit des Nationalsozialismus hier verbracht und als Soziologe gearbeitet. Diese Tatsache ist bemerkenswert, denn Heinz Maus war Marxist und, laut Selbstbezeichnung, »Schüler von Max Horkheimer« (Greven, van de Moetter 1981: 12). Bei diesem hatte er noch 1932 in Frankfurt studiert, spätere Stationen waren dann Bonn, Köln und Leipzig. 1939 hielt Maus sich in Oslo auf. Er nutzte diesen Aufenthalt für eine Kontaktaufnahme mit dem im Exil lebenden Horkheimer (ebd.: 8). In dicht gedrängten Ausführungen berichtet er über eigene Arbeitspläne in Oslo, die Situation an den deutschen Universitäten und die geistige Isolation im nationalsozialistischen Deutschland:

»So fehlt uns z.B. eine Theorie des Faschismus. Was uns hie und da Ähnliches zu Ohren gekommen ist, ist zu primitiv, auch zu kurzsichtig. Es ist uns aber nicht möglich gewesen, selber – losgelöst und isoliert – dazu zu kommen, daß wir sei's zum Verständnis, sei's zugleich zur Revolutionierung etwas Brauchbares entwarfen.

2 Denn die im Folgenden aufgeführten Tatsachen sind keineswegs neu, sondern an gut erreichbarer Stelle in der Literatur dokumentiert, ohne auf großes Interesse zu stoßen. In Marburg fand allerdings anlässlich des 100. Geburtstags von Maus im Jahr 2011 eine Tagung statt, die ein größeres Publikum an sein Wirken erinnerte. Die Ergebnisse sind dokumentiert in Völk et. al. 2012.

Schließlich begannen wir uns recht und schlecht anzubequemen, um wenigstens in privaten Zirkeln bei Gelegenheit etwas zu sagen.«³

Die Wichtigkeit einer solchen Theorie war Maus also schon früh bewusst; an ihre Ausarbeitung war unter den gegebenen Umständen aber nicht zu denken. Dabei vollbrachte Maus in seinen anderen Arbeiten das Kunststück, »Kritische Theorie im Schatten der faschistischen Herrschaft [...] zu publizieren« (Greven, van de Moetter 1981: 9). In seiner Dissertation finden sich Zitate von Marx und von Vertretern der Kritischen Theorie, freilich versteckt, ohne Anführungszeichen (ebd.).⁴ Den Nationalsozialisten entging das; wegen anderer »Vergehen« aber wurde Maus während der NS-Herrschaft zweimal verhaftet (Greven, van de Moetter 1981: 12f.).

Während die in Deutschland verbliebenen Honoratioren der Soziologie sich nach 1945 unter Leopold von Wieses Führung an die Restauration ihrer Standesgesellschaft machten (»Wir nehmen den Faden des Wirkens dort, wo wir ihn fallen lassen mußten, ungebrochen wieder auf«; von Wiese 1948b: 1) griff Maus, lange vor der Rückkehr der antifaschistischen EmigrantInnen, die Forderung nach einer soziologischen Theorie des Nationalsozialismus wieder auf. Dabei war er in einer ausgesprochen schwierigen Lage. In einer Situation, in der die Soziologie noch nicht an den Universitäten etabliert war, strebte er eine akademische Karriere in diesem Fach an – und wollte sich dafür ausgerechnet bei von Wiese mit einer Arbeit über »Marxismus und Soziologie« habilitieren (Demirović 1999: 301; vgl. 293ff. zu einer Diskussion dieses Themas). Das hielt ihn aber nicht davon ab, diesem mit Bezug auf das Thema Nationalsozialismus schon im Vorfeld des Achten Deutschen Soziologentags entschieden zu widersprechen: »Um unser Hauptproblem einmal schroff zu formulieren: die Soziologen haben versagt – hätte man von ihnen nicht erwarten dürfen, daß sie den gesellschaftlichen Transformationsprozeß, der in die Hitlerei führte, genauer aufzudecken vermöchten?« (Maus an von Wiese, 18.8.1946, zit. nach Demirović 1999: 299). Aber Maus ließ es mit dieser privat geäußerten Kritik nicht auf sich beruhen. Vielmehr griff er von Wiese in einer Art und Weise öffentlich an, die nicht nur akademische Gepflogenheiten verletzte, sondern angesichts seiner Habilitationspläne erst recht deutlich macht, wie ernst es ihm mit der Aufarbeitung des »Versagens« der Soziologie und dem

3 Maus an Horkheimer, 20.1.1939 (van de Moetter 1995: 262).

4 Vgl. auch Maus' Schopenhauerstudie, 1981: 42–242, sowie die Ausführungen von Maus an Horkheimer, 20.1.1939 (van de Moetter 1995: 263) und Horkheimer an Maus, 13.2.1939 (ebd.: 265).

Versuch war, dieses zu überwinden. Zu von Wieses mittlerweile berühmt-berühmter Einlassung über den Nationalsozialismus als »Pest«, die »über die Menschen von außen [kam], unvorbereitet, als ein heimtückischer Überfall«, als »metaphysisches Geheimnis, an das der Soziologe nicht zu rühren vermag« (von Wiese 1948c: 29) fand Maus in seinem Diskussionsbeitrag auf dem Achten Deutschen Soziologentag klare Worte, die allerdings im Gegensatz zu von Wieses Vortrag nur selten zitiert werden:

»Es ist gerade gesagt worden, daß Wieses wissenschaftliche Lehre ein brauchbares Rüstzeug, ein Instrument zur Erhellung unserer Gegenwart sei. Ist das so? Es ist nicht so: erinnern Sie sich der gewaltigen Fachliteratur vor 1933. Der Prozeß der Faschisierung, der sich längst andeutete und der allerdings zur Versklavung fähig ist, ist von der offiziellen Soziologie niemals beachtet, geschweige beobachtet worden.« (Maus 1948: 43)

Gegen Ende seines Beitrags zitierte Maus zustimmend aus einem Brief Horkheimers, mit dem er nach Kriegsende sogleich wieder in Kontakt getreten war:

»Max Horkheimer schrieb mir, daß er eine der vordringlichsten Aufgaben der deutschen Soziologie sehe in einer ›Soziologie des Terrors [...]. Der faschistische Terror ist nur die äußerste Konsequenz der technologischen Errungenschaften, durch welche die Menschen in der gegebenen Wirtschaft radikal fungibel werden. Ich halte es für eine Angelegenheit deutscher Soziologen, diesen Verhältnissen im einzelnen nachzugehen« (Maus 1948: 44f.).⁵

Ebenso deutlich äußerte Maus sich in einem Tagungsbericht, der in der von ihm redigierten Zeitschrift »Die Umschau – Internationale Revue« erschien. Nach einem Hinweis auf die großen Verluste durch die Emigration (Maus 1947: 85), die von Wiese auf dem Soziologentag keine Erwähnung wert gewesen waren, spitzt er seine Kritik nochmals zu: »Es ist billig, heutigentags auf die Tyrannis der um Hitler zentrierten Machtgruppe zu zeigen und zu vergessen, daß man's nicht tat, als es noch an der Zeit war. Das hieße freilich einzugestehen, daß die offizielle Soziologie versagt hat [...].« Diese hätte »ihren Frieden mit den herrschenden Mächten« gemacht (Maus 1947: 94). Und weiter:

»Aber der Glaube, daß der Faschismus »ein metaphysisches Geheimnis« sei, an das der Soziologe nicht rühren dürfe, ruft den Verdacht hervor, daß dann die gesamte Soziologie, die diese Behauptung unbesehen hinnimmt, nichts taue [...] Der Pro-

⁵ Das Zitat im Zusammenhang findet sich in Horkheimer an Maus, 28.6.1946 (van de Moetter 1995: 269).

zeß der Faschisierung hat, hoffentlich, nichts zu tun mit »Anthropologisch-Überzeitlichem«, sondern zu tun mit der monopolistischen Phase des Kapitalismus, d. h. mit der profanen Geschichte und drum mit sterblichen Menschen, die diesem Prozeß ausgeliefert sind oder aber ihn einmal beenden werden. Ökonomisch ist kein Ende des Faschismus abzusehen« (Maus 1947: 94, 95).

Die Kritik muss von Wiese getroffen haben, denn in seinem Vorwort zu den 1948 erschienenen Verhandlungen des Soziologentags von 1946 nahm er direkt darauf Bezug: Es sei »wenig klug und wenig gerecht, wenn jetzt ein neues Mitglied unserer Gesellschaft in einer internationalen Revue erklärt, die »offizielle Soziologie« habe gegenüber dem Nationalsozialismus »versagt«. Gern wüßte ich, was er an unserer Stelle getan hätte« (von Wiese 1948c: 4).⁶ Deutlich zu entziffern sind von Wieses Delegitimationsstrategien gegenüber dem akademisch nicht etablierten Maus. Als »neues Mitglied«, also als Außenseiter, stehe ihm eine Kritik an der Verbandspolitik nicht zu, erst recht nicht, wenn er selber nicht anders gehandelt habe. Dabei ist der Vorwurf, wie gezeigt, sachlich unberechtigt. Maus hatte unter erheblicher Gefahr und in der überhaupt noch möglichen Form an seiner marxistischen Gesellschaftstheorie festgehalten. Das war von Wiese, der ja in regem Austausch mit Maus gestanden hatte, sicherlich bekannt. Hier ging es aber darum, eine kritische Stimme zu neutralisieren – eine Stimme freilich, die von Wieses Vormachtstellung in der Nachkriegssoziologie nicht gefährlich werden konnte.⁷

Seinen Bericht aus der »Umschau« legte Maus auch einem Brief an Horkheimer bei, indem er diesem vom Soziologentag berichtete: »Ich erlaubte mir, aus Ihrem Briefe die Stelle vorzulesen, an der Sie eine Soziologie des Terrors als eine der vordringlichsten Aufgaben deutschen Soziologen empfehlen. Ein Widerhall fand Ihr Appell nicht!«⁸

Aber Maus' Initiative war nicht vergeblich. Hätte er nur für sich gesprochen, hätte er bei von Wiese wohl nichts erreicht. Horkheimer und dessen

6 Auch Maus bestätigt die Verschlechterung des privaten Verhältnisses in einem Brief an Horkheimer: »Ich kann mich daher im Augenblick nicht mehr recht für eine Habilitation entscheiden: die hochschulpolitische Lage, auch in Mainz, ist weithin unerfreulich. Herr von Wiese liest zwar als Gast jetzt hier, aber die wenigen kritischen Bemerkungen zum Soziologenkongreß haben ihn, der sich einen Zeloten in Sachen der Soziologie, der eigenen freilich, nennt, verstimmt.« (25.6.1947; van de Moetter 1995: 270)

7 Zu einer detaillierteren Schilderung des Verhältnisses zwischen Maus und von Wiese (zu dem auch Versuche von Maus gehörten, die Beziehung zu von Wiese wieder zu normalisieren) vgl. Demirović 1999: 299ff.

8 Maus an Horkheimer, 20.12.1947 (van de Moetter 1996: 239)

emigrierte Kollegen aber wollte dieser nicht gänzlich verprellen.⁹ Andererseits hätten die Kritischen Theoretiker aus dem Exil heraus ohne Maus als »Verbindungsmann« in dieser Phase kaum etwas bewirken können. Ein Jahr später konnte Maus Horkheimer berichten, dass die Versuche, in der DGS eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu erreichen, zu einem Erfolg geführt hatten:

»Im Herbst [1948; M.B.] findet der nächste Deutsche Soziologentag statt, und darüber hatte ich Ihnen längst schon schreiben wollen. Als im September über die Themen beraten wurde, schlug Herr von Wiese vor (ich traute meinen Ohren nicht!), und er bezog sich auf Ihren Brief, den ich während des letzten Kongresses vorgetragen hatte: Soziologie des Terrors. Schließlich wurde es angenommen, nachdem zuvor besonders Rothacker einwand, das Thema sei zu heikel und noch könne und dürfe darüber nicht öffentlich diskutiert werden. (Aber er wollte ja 1933/34 einmal Kultur(s)minister werden ...). Wahrscheinlich wird als Referent Dr. Kogon gewonnen werden. Ich hätte mir gewünscht, daß auch Sie, nein, daß vor allem Sie das Hauptreferat gehalten hätten.«¹⁰

Horkheimer nahm am Neunten Deutschen Soziologentag nicht teil. Neben Kogon hielt dort auch Benedikt Kautsky, ebenfalls ein Überlebender der Konzentrationslager,¹¹ ein Referat über »Terror«. Auch wenn insbesondere Kogon sich zeitlebens wissenschaftlich mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzte,¹² so sind die Vorträge im Hinblick auf eine soziologische Theorie des Nationalsozialismus wenig ergiebig (Kautsky 1949; Kogon 1949).¹³ In welcher Atmosphäre die beiden Referenten allerdings vortragen

9 Das schwierige und durch allerlei strategisches Hin und Her gekennzeichnete Verhältnis zwischen von Wiese und den Vertretern der Kritischen Theorie kann hier nicht im Detail dargestellt werden, ist aber im Hinblick auf die Fragestellung ebenfalls von Interesse. Vgl. dazu insbesondere die Ausführungen in Demirović 1999: passim.

10 Maus an Horkheimer, 27.12.1947 (van de Moetter 1996: 248).

11 Vgl. den Bericht »Teufel und Verdammte« (Kautsky 1961).

12 Bereits sein Buch »Der SS-Staat« bezeichnete er selbst als »ein vorwiegend soziologisches Werk« (Kogon 1959: IX), ein Aspekt, den die Fachöffentlichkeit weithin ignorierte.

13 Maus schrieb einen eigenen, allerdings neutral gehaltenen Bericht darüber in der Zeitschrift »Neues Europa« (Maus 1995). Es muss wohl auch als Kompromiss verstanden werden, dass kein Vertreter der Kritischen Theorie zu diesem Thema eingeladen wurde. In den USA hatte zum Beispiel Leo Löwenthal auf der Basis von Berichten aus den NS-Konzentrationslagern einen Vortrag über »Individuum und Terror« ausgearbeitet, worauf Horkheimer Maus in seiner Antwort auf den oben genannten Brief hinwies (20.03.1948, van de Moetter 1996: 251). Vgl. dazu Löwenthal 1988 sowie den Kommentar von Dubiel 1988, der zeigt, dass es auch in den USA ausgesprochen schwierig war, dem Thema Anerkennung im soziologischen Mainstream zu verschaffen.

mussten, illustriert der Diskussionsbeitrag von Heinrich Herrfahrdt.¹⁴ Dieser will zwischen der »kleine[n] Schar verbrecherischer oder moralisch minderwertiger Elemente im Nationalsozialismus« und der »Masse der anständigen Nationalsozialisten« unterschieden wissen (Herrfahrdt 1949: 134). Entsprechend dürfe man keinesfalls »unterschiedslos alle Nationalsozialisten als Verbrecher oder Verführte behandeln«, vielmehr müsse man »bessere Wege weisen, das Ziel der Volksgemeinschaft zu verwirklichen« (ebd.). Das Diskussionsprotokoll verzeichnet gegen diese offene Verharmlosung des Nationalsozialismus in Gegenwart zweier ehemaliger KZ-Häftlinge keinen Widerspruch.

Ohnehin sollte dies für lange Zeit die einzige Auseinandersetzung mit dem Thema im Rahmen der Soziologentage bleiben.¹⁵ Mit der langsamen Rückkehr einiger EmigrantInnen und der gleichzeitigen Reetablierung vieler »Reichssoziologen«, die nach dem Krieg zum Teil eine Karenzzeit zu überstehen hatten, wurde die nationalsozialistische Vergangenheit zwar als Thema innerhalb der DGS umso präsenter; die Auseinandersetzung darum wurde aber intern geführt. Dies ist mittlerweile in einer Reihe von Studien detailliert nachgezeichnet worden (Demirović 1999; Weyer 1984).

Dabei ist schon die Rückkehr der EmigrantInnen selbst als eine bedeutende und keineswegs selbstverständliche Entwicklung anzusehen. Nicht zuletzt die Satzung der DGS erschwerte es ihnen, auf die Entwicklung in der Nachkriegssoziologie Einfluss zu nehmen. »Persönlichkeiten im Ausland« konnten keine vollwertigen Mitglieder werden (Schauer, van Dyk 2010: 422). Allerdings trug von Wiese Horkheimer über Maus eine korrespondierende Mitgliedschaft an. Horkheimer lehnte zunächst ab (28.6.1946; van de Moetter 1995: 268f.), nahm aber ein erneutes Angebot von Wieses schließlich an, da er davon ausging, dass dieser auf Maus' Initiative hin handelte.¹⁶ Maus hat also bei der Rückkehr von Horkheimer, Adorno und Pollock eine keineswegs unwichtige Mittlerrolle gespielt. Er war zunächst die Kontaktperson zwischen Horkheimer und von Wiese, er versorgte Horkheimer

14 Herrfahrdt war 1934 auch Teilnehmer des Treffens der nationalsozialistisch gesinnten Soziologen in Jena gewesen (Klingemann 1996: 40).

15 Erst 1968 kam M. Rainer Lepsius in seinem Referat über »Demokratie in Deutschland als historisch-soziologisches Problem« wieder auf das Thema Nationalsozialismus und auf die mangelnde soziologische Beschäftigung damit zu sprechen (Lepsius 1969).

16 »Herr von Wiese hat mich aufgefordert, korrespondierendes Mitglied der soziologischen Gesellschaft zu werden. Ich nehme an, daß diese Geste auf Sie zurückzuführen ist und werde schon deshalb meine Bedenken zurückstellen und annehmen.« (25.11.1947; van de Moetter 1996: 248)

mit Informationen aus dem Umfeld der DGS und über wichtige Akteure der Nachkriegssoziologie (Demirović 2012: 22)¹⁷.

Für Maus war ein adäquates theoretisches Verständnis des Nationalsozialismus unabdingbar verbunden mit dem Festhalten an der Kritischen Theorie und mit deren Weiterentwicklung. So bemühte er sich vor allem um eine Bekanntmachung und Verbreitung der Schriften des Instituts für Sozialforschung (IfS). Neben seinen Tätigkeiten als Herausgeber war Maus selbst publizistisch aktiv. In zahlreichen Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträgen schrieb er gegen das allgegenwärtige Verschweigen und Verdrängen des Nationalsozialismus an und erinnerte die Intellektuellen der Bundesrepublik hartnäckig an ihr Versagen und ihre Verpflichtung, dieses nicht durch weiteres Schweigen zu perpetuieren.¹⁸ Die soziologische Fachwelt wollte Maus' Interventionen nicht wahrnehmen. Er war »gezwungen«, »seinen selbstgesetzten Bewußtseinsbildungsauftrag in eigenen, bald wieder verschwindenden Zeitschriften und an wenig prominenten Stellen zu veröffentlichen« (Benseler 1995: 260).

Viele dieser Fäden liefen 1951 wieder zusammen, als Maus nach Frankfurt ging, um im zurückgekehrten IfS als Assistent Horkheimers zu arbeiten. Doch zunächst fiel das unermüdliche Wirken Maus' gerade in dieser wichtigen Phase in der Nachkriegsentwicklung der DGS weg; er entschloss sich 1949, nach Ostberlin an die Humboldt-Universität zu gehen. Hier veranstaltete er, wie Römer et. al. (2012) anhand nachgelassener Unterlagen rekonstruiert haben, ein Seminar zum Thema »Die berufstätige Frau«. Diese soziologische Auseinandersetzung mit den Veränderungen des Geschlechterverhältnisses durch die Folgen des Zweiten Weltkriegs interpretieren die Autoren als eine konkrete Umsetzung jener von Horkheimer geforderten »Soziologie des Terrors«. Diese sei auch »ein Programm konkreter Sozialpolitik [...], das sich auf die katastrophalen Folgen des Zweiten Weltkrieges bezieht und so von den sozialen Bedürfnissen, Fragen und Veränderungen dieser Zeit angeleitet bleibt« (ebd.: 126).

Entgegen dieser Deutung muss aber festgehalten werden: Auch hier konnte Maus sich dem Thema nur sehr indirekt nähern. Für sein an der Kritischen Theorie und den Thesen der »Dialektik der Aufklärung« geschuldetes Verständnis des Nationalsozialismus scheint in der Atmosphäre der stalinistischen Formierung kein Raum geblieben zu sein. Auch in Ost-Berlin

17 Vgl. dazu auch den Briefwechsel von Maus und Horkheimer (van de Moetter 1995 und 1996).

18 Vgl. die Beiträge in van de Moetter 1995.

geriet der undiplomatische und wenig kompromissbereite Maus politisch in Bedrängnis und war schließlich gezwungen, die DDR zu verlassen.¹⁹

Nach dem Wechsel nach Frankfurt ergab sich dann erstmals die Chance, in einem größeren Forschungszusammenhang systematisch die Nachwirkungen des Nationalsozialismus zu untersuchen. Hier wirkte Maus am »Gruppenexperiment« mit, der großen Studie des IfS zum politischen Bewusstsein im postnazistischen Deutschland (Pollock 1955). Es nimmt sich ironisch aus, dass die in diesem Rahmen von Maus verfasste Monographie unter dem Titel »Das Mißtrauen gegenüber der Demokratie« letztlich unveröffentlicht blieb.²⁰

Heinz Maus war bis zur Rückkehr von Horkheimer, Pollock und Adorno im Nachkriegsdeutschland wohl der einzige Repräsentant dessen, was heute »ältere Kritische Theorie« heißt. Sein Wirken, in Verbindung mit den und bestärkt durch die EmigrantInnen des IfS, trug wesentlich dazu bei, dass das Thema Nationalsozialismus in der Soziologie dieser Zeit nicht gänzlich vergessen gemacht werden konnte. In der Bilanz des Mausschen Wirkens stehen vielen Niederlagen und unerfüllten Hoffnungen so auch kleine, aber wichtige Erfolge gegenüber. Sein Beispiel erinnert daran, dass es des rekonstruierenden Blicks auf das Handeln der Akteure in den ihnen gegebenen Umständen bedarf um nachzuvollziehen, in welcher Form das Thema Nationalsozialismus wahrgenommen bzw. von wem und mit welchen Strategien es aus der Fachöffentlichkeit ferngehalten wurde (vgl. auch Demirović 2001: 100).

So wird auch deutlich, dass der Umgang mit dem Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit immer wieder neu ausgehandelt wurde, wobei es zu strategischen Kompromissen und prekären Kräftegleichgewichten kam. Die in den bisherigen Beiträgen oft anklingende Vorstellung eines sich quasi von selbst einstellenden Beschweigens des Nationalsozialismus als Folge der weitgehenden personellen und institutionellen Kontinuität muss dann korrigiert werden. Die RemigrantInnen und AntifaschistInnen unter den NachkriegssoziologInnen konnten eine Aufarbeitung der NS-Vergangenheit nicht als zentrales Thema der Soziologie durchsetzen; andererseits waren auch die verbliebenen »Reichssoziologen« keinesfalls uneingeschränkt erfolgreich. Denn denkbar wäre ja auch gewesen, dass diese, wären sie in der dafür nötigen hegemonialen Position gewesen, die NS-Ideologie, oder Versatzstücke dieser, in affirmativer Weise wieder zum Thema gemacht

19 Vgl. Demirović 1999: 306ff., Demirović 2012: 22f. sowie den Briefwechsel von Maus und Horkheimer.

20 Auskunft von Christa Sonnenfeld, Archiv des IfS, Email vom 15.10.2013 an den Verfasser.

und so auf das gesellschaftliche Selbstverständnis eingewirkt hätten. Entsprechende Versuche hat Johannes Weyer in seiner Rekonstruktion des »Bürgerkriegs in der Soziologie« (Weyer 1986) nachgezeichnet.

IV.

Für die Geschichtswissenschaft können die oben aufgeworfenen Fragen an dieser Stelle nicht ausführlich beantwortet werden. Einige Hinweise auf die Entwicklungen der Nachkriegszeit müssen genügen, um die Unterschiede zur Soziologie im Hinblick auf eine Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus zumindest in Ansätzen zu verdeutlichen. Die historiographische NS-Forschung ist in zahlreichen Arbeiten kritisch rekonstruiert worden.²¹

Die personelle und institutionelle Kontinuität war in der fest im universitären System verankerten Geschichtswissenschaft nach 1945 womöglich noch prägender als in der dort noch gar nicht etablierten Soziologie.²² Das gängige Selbstbild in Hinblick auf die jüngste Vergangenheit der eigenen Disziplin war das einer nur oberflächlichen Anpassung an das Regime, die keine tiefgreifenden Einschnitte mit sich gebracht hätte (Conrad 1999: 39f.). Zu einer umfassenden Entnazifizierung der Geschichtswissenschaften kam es nicht. Diese lag in den Händen der Hochschulen, mithin entschieden die FachvertreterInnen selbst über die Säuberungsmaßnahmen. Dabei kam ein einfaches Prinzip zum Tragen: Die Entnazifizierung war »eine einfache Wiederherstellung professioneller Standards« (Weisbrod, zit. nach Klingemann 2008: 3344). Dauerhaft aus der Profession entfernt wurde nur, wer keine fachliche Qualifikation aufweisen konnte und allein aus politischen Gründen Karriere machen können oder wer sich politisch gänzlich uneinsichtig zeigte. Viele zunächst Suspendierte konnten schnell in ihre alten Positionen zurückkehren (Conrad 1999: 141ff.; Schulze 1993: 127ff.), weiteren wurde die Rückkehr in späteren Jahren durch die »131er«-Gesetzgebung ermöglicht (Schulze et al. 2000: 14). Darüber hinaus blieben auch die von den Universitäten Entfernten einflussreich, sie wirkten vielfach in wissenschaftlichen Vereinigungen, im Verlagswesen und in Zeit-

21 Vgl. mit unterschiedlichen Schwerpunkten etwa Berg 2003; Conrad 1999; Cornelißen 2009; Herbert 1998; Kulka 1985; Kwiet 1989.

22 Allerdings beziehen sich die folgenden Ausführungen nur auf die westdeutsche Geschichtswissenschaft, nicht auf die Entwicklungen in der SBZ/DDR.

schriftenredaktionen (ebd.). Die Atmosphäre war geprägt durch ein »insgesamt eher einverständliches Schweigen, wenn es um die geistige Nähe oder gar persönliche Mittäterschaft der Historiker im Dritten Reich ging« (ebd.: 13). Erst ab Mitte der 1960er Jahre kam es zu einer auf empirischen Studien beruhenden Auseinandersetzung mit der Beteiligung der Historiographie an der nationalsozialistischen Politik als »initiative, hochgradig politisierte, tonangebende, zuletzt sogar kämpfende Wissenschaft« (Cornelißen 2009: 239) und der Rolle späterer, führender WissenschaftlerInnen der Bundesrepublik (Schulze et al. 2000: 17).²³

Zugleich kehrten, wie oben bereits angedeutet, nur sehr wenige der EmigrantInnen dauerhaft zurück; während der ersten Nachkriegsjahre kaum mehr als eine Handvoll, insgesamt 21 von 134 in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten (Schulze 1993: 135ff.). Zwar traten die in Deutschland Verbliebenen und die EmigrantInnen nach Kriegsende schnell wieder in einen intensiven brieflichen Kontakt, die nationalsozialistischen Verbrechen wurden dabei aber bemerkenswerterweise kaum thematisiert (Schulze 1993: 143). Die Geschichtswissenschaft hatte sich in der Emigration in gänzlich anderer Weise entwickelt als die sozialwissenschaftlichen Disziplinen; sie war nicht zu einer »Exilwissenschaft« im Sinne der Soziologie oder Politikwissenschaft« geworden (Iggers 1974: 97). Dennoch hatte sich, im Anschluss an in Weimar noch minoritär gebliebene Deutungen, unter den emigrierten HistorikerInnen ein überwiegend kritischer Blick auf die deutsche Geschichte durchsetzen können. Der Nationalsozialismus wurde dabei zum wesentlichen Ausgangspunkt der Betrachtung, gefragt wurde nach den Kontinuitäten deutscher Geschichte und einem »deutschen Sonderweg«. Vielfach wurden diese Anstrengungen in der westdeutschen Nachkriegshistoriographie schlicht ignoriert (Faulenbach 1985).

Mithin standen die Zeichen in der Geschichtswissenschaft allenthalben auf Restauration, sowohl personell und institutionell als auch methodisch und im Hinblick auf die positiven Deutungen deutscher Geschichte: »Die Nationalgeschichte war das Zu-Verteidigende und damit *das* Strukturmoment der ersten Nachkriegshistoriographie« (Berg 2003: 55, Hervorhebung i. O.).²⁴ Der Nationalsozialismus stellte dieses Anliegen vor außergewöhnliche Probleme:

23 Vgl. zum Frankfurter Historikertag 1998 als Höhepunkt der Debatte Schulze, Oexle 2000 sowie darin die kurze Übersicht über die Entwicklung der Forschung von Schulze et al. 2000: 15ff.

24 Zum »wiedererstandenen Historismus« vgl. Cornelißen 2002.

»Die Frage nach dem Ort des Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte sowie nach den moralischen Belastungen für das nationale Selbstverständnis im Gefolge der Massenverbrechen im »Dritten Reich« erwies sich ab 1945 als eine dauernde Herausforderung an jeden Historiker, der eine Synthese der deutschen Geschichte anstrebte.« (Cornelißen 2002: 81).

Entsprechend groß war die Verunsicherung der Hüter der Nationalgeschichte. Die kritische Überprüfung und Revision dieser Nationalgeschichte kam über eine Vielzahl von Bekenntnisschriften, Selbstverständigungstexten und Absichtserklärungen allerdings kaum hinaus (ebd.: 87ff.).

Einer Thematisierung des Nationalsozialismus konnten die HistorikerInnen dabei nicht gänzlich ausweichen. Besonders deutungsmächtig wurden allerdings zunächst solche Interpretationen, die ihn vom Kern der deutschen Nation zu trennen suchten. Paradigmatisch dafür sind die vieldiskutierten Schriften von Friedrich Meinecke (1946) und Gerhard Ritter (1948). Während Meinecke eine Rückbesinnung auf vermeintlich unbelastete kulturelle Traditionen forderte, suchte Ritter die Ursachen des Nationalsozialismus in der Entwicklung der modernen Gesellschaft, der Französischen Revolution, der Massendemokratie und der Säkularisierung. So sollte ein positives Bild der deutschen Geschichte aufrechterhalten werden, während der Nationalsozialismus externalisiert und universalisiert wurde (Berg 2003: 64ff.; Conrad 1999: 161ff., 169ff.; Cornelißen 2002: 97ff.). Zu einer empirischen Erforschung des Nationalsozialismus zeigte die Zunft sich vorerst nicht in der Lage (Benz 1992: 16).

Zu den politischen Fallstricken, die das Thema mit sich brachte, kam eine doppelte methodische Unsicherheit: Zum einen gab es traditionell Vorbehalte gegen eine Beschäftigung mit der jüngsten Vergangenheit, zum anderen stieß die individualisierende Methode des Historismus, so die allerdings denkbar späte und keineswegs umfassende Einsicht, angesichts der modernen Massengesellschaft sichtbar an ihre Grenzen (Conrad 1999: 220ff.). Die Lösung dieses Problems lag in der »Erfindung der Zeitgeschichte« – als Bezeichnung einer historischen Periode und einer zu ihrer Erforschung notwendigen Methode (Conrad 1999: 223). Zu diesem Zweck sollte, so die Forderung aus der Zunft, ein eigenes Institut errichtet werden, das sich dieser Periode widmen könnte. Diese Forderung traf sich mit dem Anliegen ranghoher politischer Akteure, die ebenfalls eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus anstrebten. Um die Ausrichtung des Münchener »Instituts für Zeitgeschichte« (zunächst noch: »Deutsches Institut für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit«) allerdings ent-

wickelte sich zunächst eine heftige Auseinandersetzung, deren Kern Wolfgang Benz wie folgt zusammengefasst hat:

»Im Streit um die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus verliefen die Frontlinien keineswegs zwischen politischen Richtungen [...], sondern Politiker und politisch denkende Beamte standen den Gelehrten der Geschichtswissenschaft gegenüber. Konservativ in der Mehrzahl waren die Protagonisten beider Lager, aber – um es überspitzt zu formulieren – die einen hatten während der NS-Zeit im KZ gesessen, wie Staatssekretär Hermann Brill, oder waren Zwangsarbeiter gewesen, wie Staatssekretär Walter Strauß, von den anderen, den Professoren, hatten sich eher zu viele in Übereinstimmung mit den machtpolitischen Zielen des Regimes befunden. Und die einen waren an gesellschaftlicher Aufklärung, an der Nutzbarmachung historischer Erfahrung, an der unmittelbaren Umsetzung zeitgeschichtlichen Fortschritts interessiert, die anderen an der Verteidigung ihres Elfenbeinturms.« (Benz 1992: 20f.)

Die Details dieses Disputs können hier nicht dargestellt werden, ebenso wenig die forschungspraktischen Probleme der Finanzierung des Instituts und des Quellenzugangs (vgl. dazu Benz 1992; Berg 2003: 270ff.; Conrad 1999: 229ff.; Schulze 1993: 229ff.). Erst nach der Übernahme der Institutsleitung durch den an der Auseinandersetzung unbeteiligten Hermann Mau 1951 und die Gründung der *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* konnte das Institut sich zunehmend der empirischen Forschung widmen (Benz 1992, 23f.; Berg 2003: 530ff.). Damit war zwar eine institutionelle Grundlage geschaffen, zugleich aber wurde, so Sebastian Conrads kritische Deutung, »[d]ie Sonderrolle, die man dem Dritten Reich in der Geschichte zuwies, [...] durch die Einrichtung eines eigenen Instituts und einer eigenen Fachzeitschrift auch administrativ reproduziert« (Conrad 1999: 231). Darüber hinaus lassen sich hinter dem damals gängigen und noch lange wirksamen (Selbst-)Bild einer rein wissenschaftlichen, ganz und gar objektiven Erforschung des Nationalsozialismus zutiefst durch die persönlichen Erfahrungen der beteiligten HistorikerInnen geprägte Perspektiven und Deutungsmuster des »Dritten Reiches« ausmachen (Berg 2003: passim; Cornelissen 2009: 240f.). Es war ein wesentliches Anliegen der Zeitgeschichtsforschung, eine deutsche Deutungshoheit über den Nationalsozialismus zu etablieren (Conrad 1999: 241). Damit sollte einerseits die deutsche Wissenschaft international rehabilitiert, andererseits den vermeintlich verzerrten Deutungen von ehemaligen Verfolgten, EmigrantInnen und ausländischen

WissenschaftlerInnen entgegengetreten werden (Berg 2003: 282f.; Conrad 1999: 238ff.).²⁵

Vor diesem Hintergrund setzte sich zunächst eine totalitarismustheoretische Deutung durch, die sich auf die inneren Herrschaftsstrukturen des Nationalsozialismus konzentrierte, Ursachen und Entstehungsgeschichte ausließ, und es zugleich ermöglichte, die deutsche Nation als Opfer eines verbrecherischen Regimes darzustellen. Zudem stand der deutsche Widerstand im Zentrum der Aufmerksamkeit, der das »wahre Deutschland« repräsentiert habe (worunter allerdings vornehmlich die Widerständler des 20. Juli verstanden wurden, während der Widerstand der ArbeiterInnenbewegung ignoriert oder delegitimiert wurde) (Conrad 1999: 177ff.; Cornelßen 2009: 224ff.).

Der Völkermord an den europäischen Juden dagegen kam in diesen Interpretationen kaum vor; er wurde erst Mitte der 50er Jahre durch die Quelleneditionen der jüdischen Historiker Joseph Wulf und Léon Poliakov umfassend thematisiert. In der deutschen fachwissenschaftlichen Öffentlichkeit stießen sie damit auf Ablehnung, ihren Arbeiten wurde schlicht die Wissenschaftlichkeit abgesprochen. Die jahrelangen Auseinandersetzungen zwischen dem KZ-Überlebenden Wulf und verschiedenen Mitarbeitern des Instituts für Zeitgeschichte sind ein Beispiel für geschichtswissenschaftliche Deutungskämpfe, aber auch für die Zumutungen, die Außen-seiter wie Wulf in Form zahlreicher Delegitimationsstrategien über sich ergehen lassen mussten (Berg 2003: 337ff.; 594ff.).

Welche Schlüsse lassen sich aus dieser kurzen Skizze für die aktuelle Diskussion über die Gründe für die ausgebliebene soziologische NS-Forschung ziehen? Zur Frage der disziplinären Arbeitsteilung ist zunächst wesentlich festzuhalten, dass in der unmittelbaren Nachkriegszeit politische Anstöße mit Impulsen aus der Fachwissenschaft zusammentrafen, die in institutioneller wie in methodischer Hinsicht die Grundlagen für eine wissenschaftliche Erforschung der Geschichte des Nationalsozialismus legten. Die HistorikerInnen beanspruchten das Thema also für sich, zugleich wur-

25 Mit dieser insbesondere von Nicolas Berg thematisierten, gedächtnistheoretischen Perspektive ist hier nur ein Aspekt angesprochen, der die westdeutsche NS-Forschung maßgeblich geprägt hat (Berg 2003). Christoph Cornelßen (2009: 219) weist darüber hinaus auf das »unauflöfliche Ineinanderverwobensein einer historisch-philosophischen, einer politisch-ideologischen und vor allem auch einer moralischen Ebene« hin. Die Deutungskonflikte um den Nationalsozialismus sind auf allen diesen Ebenen ausgetragen worden.

de es ihnen »offiziell« angetragen. Dies ist die wissenschaftspolitische Entsprechung der Christen Beobachtung, dass »Nationalsozialismus und Holocaust [...] der Vergangenheit zugeschlagen« wurden. Diese Entwicklung wurde im Zuge der Gerichtsprozesse gegen NS-Verbrecher bestätigt; die mit dem Thema befassten HistorikerInnen fungierten nun als GerichtsgutachterInnen, eine Tätigkeit, aus der im Laufe der Jahrzehnte Tausende von Gerichtsgutachten hervorgingen, die vielfach Buchveröffentlichungen nach sich zogen und in ihrer Gesamtheit einen wesentlichen Forschungsbeitrag darstellen.

Auffällig ist darüber hinaus, und damit ist die Frage nach personellen Kontinuitäten angesprochen, dass die geschichtswissenschaftliche Erforschung des Nationalsozialismus wesentlich früher einsetzte, als die Aufarbeitung der Geschichte der eigenen Disziplin. Dies spricht freilich gegen eine der Kernthesen der gegenwärtigen Debatte in der Soziologie: dass nämlich die Ausblendung des Nationalsozialismus als Forschungsgegenstand auf der Verdrängung der Geschichte der Soziologie im »Dritten Reich« beruht hätte (Kühl 2013a). Für die Geschichtswissenschaft jedenfalls ist ein solcher Zusammenhang nicht nachweisbar: Vielmehr war es offenbar sowohl bereits im Nationalsozialismus tätigen oder aufgewachsenen HistorikerInnen als auch nachrückenden Generationen möglich, zu diesem Thema zu forschen und die eigene Vergangenheit bzw. die der eigenen LehrerInnen dabei zu beschweigen. Dass diese Vergangenheit freilich die Fragestellungen, Perspektiven und Schwerpunktsetzungen der westdeutschen HistorikerInnen zutiefst geprägt und zugleich zu spezifischen Auslassungen geführt hat, hat Nicolas Berg eindrucksvoll nachgewiesen (Berg 2003). Nur durch die hartnäckigen Interventionen von Außenseitern wie Wulf und Poliakov konnte das dadurch entstandene Bild des Nationalsozialismus zumindest teilweise korrigiert werden.

Noch ein weiteres Argument aus der aktuellen Debatte erscheint vor diesem Hintergrund unschlussig: »Begreiflicherweise«, so Maurizio Bach, sei »die wissenschaftliche Aufarbeitung des Nationalsozialismus [...] zunächst der Zeitgeschichtsforschung überlassen« worden (2012: 26). Diese Sichtweise ignoriert, dass die Etablierung der zeitgeschichtlichen NS-Forschung eben selbst ein politisch-wissenschaftlicher Prozess und keineswegs selbstverständlich war. Sie impliziert darüber hinaus eine Linearität der Forschung, die offenbar nicht der Realität entspricht. Denn die Zeitgeschichte bringt nicht nur laufend neue Ergebnisse hervor und revidiert ältere Feststellungen; sie entwickelt sich auch epistemologisch und methodolo-

gisch weiter. Mithin konstruiert und interpretiert sie selber die soziale Wirklichkeit, wie sich anhand der Entwicklung ihrer Frage- und Themenstellungen nachzeichnen lässt. Dieser Prozess ist zutiefst konflikthaft. Dabei hat die zeitgeschichtliche Forschung in erheblichem Maße sozialwissenschaftliche Modelle, Begriffe und Methoden aufgenommen und für ihre Forschung fruchtbar gemacht. Die Vorstellung, dass die Soziologie die von der Historiographie bereitgestellten »Fakten« aufnimmt und mithilfe ihrer Begriffe und Theorien reformuliert, bzw. sie für die Weiterentwicklung ihrer Modelle nutzt, erscheint damit nicht plausibel. Das in dieser Vorstellung enthaltene Bild der disziplinären Arbeitsteilung entspricht nicht der Realität; gerade im Hinblick auf den Nationalsozialismus hat vielmehr die Zeitgeschichte die Deutungshoheit für sich beanspruchen und behaupten können.

V.

So muss letztlich auch das von Stefan Kühl vorgebrachte Postulat einer nunmehr möglichen »Normalisierung« der soziologischen NS-Forschung stutzig machen (Kühl 2013b: 6). In der Geschichtswissenschaft hat die Forderung nach einer »Historisierung des Nationalsozialismus« eine kontroverse Debatte hervorgerufen (Broszat 1985; Friedländer 1987; Broszat, Friedländer 1988) und zu der Einsicht geführt, dass diesem Thema eine moralische Dimension innewohnt, die es von anderen Forschungsthemen auch zukünftig unterscheiden wird (Cornelißen 2009: 241f.; Herbert 1998: 65f.). Auf nichts anderes als eine solche »Historisierung« aber läuft die Normalisierungs-Forderung hinaus. So gesehen ist diese Forderung, die vermeintlich bloß eine überfällige Entwicklung konstatiert, selbst ein hochgradig wertbesetzter Eingriff in das disziplinäre Selbstverständnis. Eine Akzeptanz dieser These ist nicht nur eine Frage der »Fachhygiene« (Kühl 2013b: 6). Sie impliziert vielmehr eine spezifische Deutung des Nationalsozialismus – was von Stefan Kühl ja auch deutlich ausgesprochen wird, wenn er fordert, »die Erkenntnisse über den NS-Staat – auch relativierend – in ein umfassenderes soziologisches Bild der modernen Gesellschaft einzuordnen« (Kühl 2013b: 6).

Ob diese Lesart sich durchsetzt, wird sich zeigen müssen. Dringender als die Intensivierung einer auf nicht ausreichend geklärten Voraussetzungen aufbauenden soziologischen NS-Forschung erscheint derzeit eine er-

neute Auseinandersetzung mit den Versäumnissen der eigenen Fachgeschichte. Die bisherige Debatte berührt in dieser Hinsicht das Selbstverständnis der Disziplin und fordert die im Feld der Soziologie tätigen Akteure zu einer Positionierung heraus. Damit eröffnen sich zugleich neue Möglichkeiten, über das Selbstverständnis der Gesellschaft, gerade auch mit Blick auf die Geschichte und Wirkung des Nationalsozialismus, kritisch nachzudenken.

Literatur

- Bach, M. 2012: »Drittes Reich« und Soziologie. Was kann die Soziologie zum Verständnis der nationalsozialistischen Führerdiktatur beitragen? *Soziologie*, 41. Jg., Heft 1, 19–27.
- Bauman, Z. 1989: *Modernity and the Holocaust*. Cambridge: Polity Press.
- Becker, M. 2013: »Social scientists, being normal men, will have great difficulties to understand...«. Bemerkungen zur Rezeption der nationalsozialistischen Konzentrationslager in der deutschen Soziologie. In R. Fröhlich, M. Jovanović-Ratković, C. Siebeck, F. Wiedemann (Hg.), *Zentrum und Peripherie. Die Wahrnehmung der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Berlin: Metropol, 97–135.
- Benseler, F. 1995: Im Elend groß: Heinz Maus. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stölting (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1993*, Opladen: Leske + Budrich, 259–261.
- Benz, W. 1992: Wissenschaft oder Alibi? Die Etablierung der Zeitgeschichte. In W. H. Pehle, P. Sillem (Hg.), *Wissenschaft im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?* Frankfurt am Main: Fischer, 11–25.
- Berg, N. 2003: *Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung*. Göttingen: Wallstein.
- Bodemann, Y. M. 1997: Gedächtnisnegativ. Genealogie und Strategien deutscher Erinnerung an Auschwitz. In T. von Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 357–379.
- Broszat, M. 1985: Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus. *Merkur*, 39. Jg., 373–385.
- Broszat, M., Friedländer, S. 1988: Um die »Historisierung des Nationalsozialismus«. Ein Briefwechsel. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 36. Jg., Heft 2, 339–372.
- Christ, M. 2011: Die Soziologie und das »Dritte Reich«. Weshalb Holocaust und Nationalsozialismus in der Soziologie ein Schattendasein führen. *Soziologie*, 40. Jg., Heft 4, 407–431.

- Conrad, S. 1999: Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan, 1945–1960. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Cornelißen, C. 2002: Der wiedererstandene Historismus. Nationalgeschichte in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre. In K. H. Jarausch, M. Sabrow (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 78–108.
- Cornelißen C. 2009: Erforschung und Erinnerung – Historiker und die zweite Geschichte. In P. Reichel, H. Schmid, P. Steinbach (Hg.), *Der Nationalsozialismus – Die zweite Geschichte. Überwindung – Deutung – Erinnerung*. München: C. H. Beck, 217–242.
- Dahrendorf, R. 1965: Soziologie und Nationalsozialismus. In A. Flitner (Hg.), *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*. Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag, 108–124.
- Deißler, S. 2013a: Geschichtslosigkeit als Gegenwartsproblem. Ein Schlaglicht auf die epistemologische Dimension der Debatte um den Ort des Nationalsozialismus in der Soziologie. *Soziologie*, 42. Jg., Heft 2, 127–146.
- Deißler, S. 2013b: Schlecht recherchierter Skandal. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 64. Jg., Nr. 111, N4.
- Demirović, A. 1999: Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Demirović, A. 2001: Die Herausforderung der Soziologiegeschichte für die Gesellschaftstheorie. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stölting (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98*, Opladen: Leske + Budrich, 91–103.
- Demirović, A. 2012: Heinz Maus oder die Genealogie der Kritischen Theorie. In M. Völk, O. Römer, S. Schreull, C. Spiegelberg, F. Schmitt, M. Lückhoff, D. Nax (Hg.), *»...wenn die Stunde es zuläßt«. Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 22–47.
- Dubiel, H. 1988: Kommentar zu Leo Löwenthals »Individuum und Terror«. In D. Diner (Hg.), *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Frankfurt am Main: Fischer, 26–29.
- Endreß, M. 2001: Zur Historizität soziologischer Gegenstände und ihren Implikationen für eine wissenssoziologische Konzeptualisierung von Soziologiegeschichte. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stölting (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98*, Opladen: Leske + Budrich, 65–90.
- Faulenbach, B. 1985: Der »deutsche Weg« aus der Sicht des Exils. Zum Urteil emigrierter Historiker. *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*. Band 3. Gedanken an Deutschland im Exil und andere Themen. München: edition text + kritik, 11–30.
- Fleck, C. 1999: Für eine soziologische Geschichte der Soziologie. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 24. Jg., Heft 2, 52–65.

- Friedländer, S. 1987: Überlegungen zur Historisierung des Nationalsozialismus. In D. Diner (Hg.), *Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit*. Frankfurt am Main: Fischer, 34–50.
- Greven, M. Th., van de Moetter, G. 1981: *Vita Constructa*. Ein Versuch, die Wahrnehmung von Heinz Maus mit seinem Werk in Einklang zu bringen. In H. Maus, *Die Traumhölle des Justemilieu. Eine Erinnerung an die Aufgaben der Kritischen Theorie*. Herausgegeben von M. Th. Greven und G. van de Moetter. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 7–41.
- Herbert, U. 1998: Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des »Holocaust«. In U. Herbert (Hg.), *Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen und Kontroversen*. Frankfurt am Main: Fischer, 9–66.
- Herrfahrdt, H. 1949: Diskussion über Terror. In *Verhandlungen des Neunten Deutschen Soziologentages vom 9. bis 12. August 1948 in Worms. Vorträge und Diskussionen*. Tübingen: Verlag J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 134.
- Herz, T. 1987: Nur ein Historikerstreit? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 39. Jg., Heft 3, 560–570.
- Iggers, G. 1974: Die deutschen Historiker in der Emigration. In B. Faulenbach (Hg.), *Geschichtswissenschaft in Deutschland. Traditionelle Positionen und gegenwärtige Aufgaben*. München: C. H. Beck, 97–111.
- Kaesler, D. 1997: Soziologie und Nationalsozialismus. Über den öffentlichen Gebrauch der Historie. *Soziologie*, 26. Jg., Heft 3, 20–32.
- Kautsky, B. 1949: Terror. In *Verhandlungen des Neunten Deutschen Soziologentages vom 9. bis 12. August 1948 in Worms. Vorträge und Diskussionen*. Tübingen: Verlag J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 98–111.
- Kautsky, B. 1961 [1946]: *Teufel und Verdammte. Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern*. Wien: Verlag der Wiener Volksbuchhandlung.
- Klingemann, C. 1997: Der Oberförster jagt den Nazijäger. Rufmord als letztes Mittel der Vergangenheitsbewältigung. *Soziologie*, 26. Jg., Heft 3, 33–51.
- Klingemann, C. 2008: Akademische Vergangenheitspolitik als Selektionsprozess. In K.-S. Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Frankfurt am Main: Campus, 3342–3352 [CD-ROM].
- Kogon, E. 1949: Terror. In *Verhandlungen des Neunten Deutschen Soziologentages vom 9. bis 12. August 1948 in Worms. Vorträge und Diskussionen*. Tübingen: Verlag J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 112–131.
- Kogon, E. 1959 [1946]: *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager*. Fünfte vollständige und erweiterte Auflage. Frankfurt am Main: EVA.
- Kruse, V 2001: Wozu Soziologiegeschichte? Das Beispiel der deutschen historischen Soziologie. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stöltzing (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98*, Opladen: Leske + Budrich, 105–114.

- Kühl, S. 2013a: Ein letzter klägliches Versuch der Verdrängung. Zur Diskussion über den Ort des Nationalsozialismus in der Soziologie. Working Paper 5/2013, www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Stefan_Kuehl/workingpapers.html, letzter Aufruf 14. Mai 2014.
- Kühl, S. 2013b: Im Prinzip ganz einfach. Zur Klärung des Verhältnisses der Soziologie zum Nationalsozialismus. Working Paper 6/2013, www.uni-bielefeld.de/soz/forschung/orgsoz/Stefan_Kuehl/workingpapers.html, letzter Aufruf 14. Mai 2014.
- Kühl, S. 2013c: Ein letzter klägliches Versuch der Verdrängung. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 64. Jg., Nr. 106, N4.
- Kulka, O. D. 1985: Die deutsche Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus und die »Endlösung«. Tendenzen und Entwicklungsphasen 1924–1984. Historische Zeitschrift, Bd. 240, Heft 3, 599–640.
- Kwiet, K. 1989: Die NS-Zeit in der westdeutschen Forschung 1945–1961. In E. Schulin (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1965). München: R. Oldenbourg, 181–198.
- Lepsius, M. R. 1969: Demokratie in Deutschland als historisch-soziologisches Problem. In T. W. Adorno (Hg.), Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, 197–213.
- Löwenthal, L. 1988: Individuum und Terror. In D. Diner (Hg.), Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz. Frankfurt am Main: Fischer, 15–25.
- Maus, H. 1947: Der Achte Deutsche Soziologentag. Die Umschau – Internationale Revue, 2. Jg., Heft 1, 85–97.
- Maus, H. 1948: Kommentar zum Vortrag von Leopold von Wiese. In Verhandlungen des Achten Deutschen Soziologentages vom 19. bis 21. September 1946 in Frankfurt am Main. Tübingen: Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 43–45.
- Maus, H. 1959: Bericht über die Soziologie in Deutschland 1933 bis 1945. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 11. Jg., Heft 1, 72–99.
- Maus, H. 1981: Kritik am Justemilieu. Eine sozialphilosophische Studie über Schopenhauer. In H. Maus, Die Traumhölle des Justemilieu. Eine Erinnerung an die Aufgaben der Kritischen Theorie. Herausgegeben von M. Th. Greven und G. van de Moetter. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 42–242.
- Maus, H. 1995: Philosophen, Soziologen. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stölting (Hg.), Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1993, Opladen: Leske + Budrich, 297–300.
- Mayntz, R. 2013: Kein Fall von Vernachlässigung. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 64. Jg., Nr. 111, N4.
- Meinecke, F. 1946: Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen. Wiesbaden: Brockhaus.
- Merz-Benz, P.-U. 2003: Soziologiegeschichte als Selbstexplikation der Soziologie. In B. Orth, T. Schwietring, J. Weiß (Hg.), Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Ein Handbuch. Opladen: Leske + Budrich, 505–522.

- Moebius, S. 2004: *Praxis der Soziologiegeschichte*. Hamburg: Dr. Kovač.
- Peter, L. 2001: Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte? In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stöltzing (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1997/98*, Opladen: Leske + Budrich, 9–64.
- Pollock, F. 1955: *Gruppenexperiment. Ein Studienbericht*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Ritter, G. 1948: *Europa und die deutsche Frage. Betrachtungen über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens*. München: Münchner Verlag.
- Römer, O., Lückhoff, M., Nax, D., Spiegelberg, C. 2012: Eine andere Soziologie. Zwischen Arbeitswissenschaft, Soziographie und kritischer Gesellschaftstheorie. In M. Völk, O. Römer, S. Schreull, C. Spiegelberg, F. Schmitt, M. Lückhoff, D. Nax (Hg.), »...wenn die Stunde es zuläßt«. Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 106–128.
- Schauer, A., van Dyk, S. 2010: Die DGS und der Nationalsozialismus. *Soziologie*, 39. Jg., Heft 4, 411–424.
- Schulze, W. 1993: *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*. München: dtv.
- Schulze, W., Helm, G., Ott, T. 2000: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus. Beobachtungen und Überlegungen zu einer Debatte. In W. Schulze, O. G. Oexle (Hg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main: Fischer, 11–48.
- Schulze, W., Oexle, O. G. 2000 (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Stapelfeldt, G. 2009: *Zur deutschen Ideologie. Soziologische Theorie und gesellschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland*. Münster: LIT Verlag.
- van de Moetter, G. 1995: Heinz Maus – Kommentierte Materialien aus dem Nachlaß. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stöltzing (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1993*, Opladen: Leske + Budrich, 257–321.
- van de Moetter, G. 1996: Flaschenpost einer verschollenen Kritischen Theorie. Briefwechsel zwischen Max Horkheimer und Heinz Maus 1946–1951. In C. Klingemann, M. Neumann, K.-S. Rehberg, I. Srubar, E. Stöltzing (Hg.), *Jahrbuch für Soziologiegeschichte 1994*, Opladen: Leske + Budrich, 227–276.
- Völk, M., Römer, O., Schreull, S., Spiegelberg, C., Schmitt, F., Lückhoff, M., Nax, D. (Hg.), »...wenn die Stunde es zuläßt«. Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- von Wiese, L. 1948a: Die gegenwärtige Situation, soziologisch betrachtet. In *Verhandlungen des Achten Deutschen Soziologentages vom 19. bis 21. September 1946 in Frankfurt am Main*. Tübingen: Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 20–41.
- von Wiese, L. 1948b: Nach abermals zwölf Jahren. *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, 1. Jg., Heft 1, 1–4.

-
- von Wiese, L. 1948c: Erstes Vorwort. In Verhandlungen des Achten Deutschen Soziologentages vom 19. bis 21. September 1946 in Frankfurt am Main. Tübingen: Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1–6.
- Weyer, J. 1984: Westdeutsche Soziologie 1945–1960. Deutsche Kontinuitäten und nordamerikanischer Einfluß. Berlin: Duncker & Humblot.
- Weyer, J. 1986: Der »Bürgerkrieg in der Soziologie«. Die westdeutsche Soziologie zwischen Amerikanisierung und Restauration. In S. Papcke (Hg.), Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 280–304.

Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte

Andreas Stückler

Einleitung

Gesellschaftskritik scheint allgegenwärtig. Nahezu an allen Ecken und Enden wird heute, und zwar in zunehmendem Maße, Kritik an der Gesellschaft geübt – sei es an der rücksichtslosen kapitalistischen Verwertungslogik, an der sich in den letzten Jahren ständig zuspitzenden Konkurrenz um Karriere- und Lebenschancen, an prekären Arbeitsverhältnissen, an Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, an der fortschreitenden Zerstörung von Natur und Umwelt, an der nach wie vor bestehenden Ungleichheit zwischen den Geschlechtern oder an einengenden bzw. ausgrenzenden Geschlechter- und Sexualitätsnormen. Zahlreiche ältere und neue soziale Bewegungen wie *Occupy*, diverse Menschenrechts- und Umweltschutzgruppen, queere und feministische Bewegungen und viele mehr zeugen von einem schier unermesslichen und sogar noch weiter anwachsenden Unbehagen in der kapitalistischen Gesellschaft.

Es ist daher kein Zufall, dass Gesellschaftskritik zuletzt auch (wieder) verstärkt ein Thema der Soziologie geworden ist, wobei sich hier zwei verschiedene Varianten ausdifferenziert haben, die insbesondere auch den jüngeren Diskurs innerhalb der deutschen Soziologie maßgeblich geprägt haben (vgl. Lessenich 2014): Auf der einen Seite steht eine eher nüchtern-distanzierte »Soziologie der Kritik«, die sich, dem Gebot der Werturteilsfreiheit verpflichtet, empirisch mit Gesellschaftskritik auseinandersetzt. Ohne selbst einen gesellschaftskritischen Anspruch vertreten zu können oder zu wollen, steht bei ihr die soziologische Betrachtung gesellschaftskritischer Artikulationen im Mittelpunkt (vgl. Vobruba 2013). Auf der anderen Seite – und

deutlich davon abgegrenzt – steht eine »kritische Soziologie«, die explizit die Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen zu ihrer ureigenen Sache macht (z.B. Wehling 2014). Unter anderem orientiert an einem Verständnis, das Kritik als eine Praxis der »Entunterwerfung« (Foucault 1992: 15) auffasst, wird nachgerade eine Veränderung bestehender gesellschaftlicher Strukturen angestrebt, zu der eine kritische Soziologie beitragen soll.

Gelegentlich konstatiert, jedoch kaum näher behandelt, geschweige denn plausibel erklärt, wird dabei ein Sachverhalt, der sowohl ob seiner Sinnfälligkeit als auch ob seiner Widersprüchlichkeit eigentlich im Zentrum einer jeden soziologischen Auseinandersetzung mit Gesellschaftskritik stehen müsste. Für den unvoreingenommenen Beobachter ist es wohl eine kaum von der Hand zu weisende Tatsache, dass der vielen Kritik allerorten eine bemerkenswerte Wandlungsresistenz gesellschaftlicher Strukturen gegenübersteht. Trotz des doch offenbar so weit verbreiteten und auch vielfach offen bekundeten Unbehagens an und in der Gesellschaft scheint sich, jedenfalls substantiell, vergleichsweise wenig zu ändern und die so ausgiebig kritisierten gesellschaftlichen Verhältnisse sich im Kern erstaunlich reibungslos und ungebrochen reproduzieren zu können. Dass weder eine Soziologie der Kritik noch eine ausdrücklich gesellschaftskritisch orientierte Soziologie sich näher mit diesem Sachverhalt befasst, dürfte freilich bereits unmittelbar in deren dichotomen Positionen begründet liegen: Für erstere stellt besagter Sachverhalt vermutlich, in Ermangelung eines gesellschaftskritischen Anspruches, schlicht kein besonders erklärungsbedürftiges Phänomen dar. Aus einer wertfreien Perspektive, wie sie dort gepflegt wird, ließe sich der Widerspruch zwischen Anspruch und Wirkung von Kritik etwa auf überschießende kritische Normen auf Seiten der Kritiker zurückführen. Der Widerspruch wäre dann also relativ einfach durch gleichsam unrealistische Standpunkte und Ansprüche der Gesellschaftskritiker zu erklären.¹ Für eine kritische Soziologie wiederum mag dieser Widerspruch deshalb kein bevorzugtes Thema sein, weil man dort wohl tendenziell geneigt wäre zu bestreiten, dass die letztlich ja auch selbst betriebenen kritischen Interventionen keine grundlegend transformierende Kraft haben sollen.

1 Dass eine solche wertfreie Perspektive freilich nicht annähernd so wertfrei ist, wie sie sich gerne gebärdet, weil sie nämlich im Grunde mit einer Parteinahme für den gesellschaftlichen Status quo verbunden ist, ist eine altbekannte und an dieser Stelle nur beiläufig erwähnte Tatsache, die kritisch orientierte Theoretikerinnen und Theoretiker der »objektiven« und »wertfreien« Sozialwissenschaft schon sehr lange (offenbar erfolglos) entgegenhalten (vgl. Horkheimer 2011a).

Genau diese zwischen nüchtern-empirischer und betont gesellschaftskritischer Soziologie weitgehend vernachlässigte Frage, wie es eigentlich möglich ist, dass die viele Kritik im Grunde mit keinerlei dazu auch nur annähernd in einem Verhältnis stehenden, sozialem Wandel einhergeht, ja dass Kritik oft sogar jene Verhältnisse, auf die sie sich kritisch bezieht, stabilisiert und selbst reproduziert, diese Frage steht im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags. Eine Klärung dieses Sachverhalts birgt meines Erachtens den Schlüssel zu einem umfassenden Verständnis der Möglichkeiten und der Bedingungen allen gesellschaftskritischen Handelns. Vor allem für eine sich als kritisch verstehende Soziologie ist daher eine Auseinandersetzung mit dieser Frage von kaum zu unterschätzender Bedeutung, wird allerdings auch, wie noch ausführlich zu zeigen sein wird, eine Überwindung so mancher überkommener, (vermeintlich) kritischer Denkgewohnheiten erforderlich machen.

Die im Folgenden vertretene These lautet, dass besagtes Paradox gesellschaftskritischer Praxis in der Struktur und der Dynamik von Gesellschaftskritik selbst – genauer: in der Rolle und der Funktion von Kritik in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften – begründet liegt. Um dies zu verdeutlichen, wird auf ein Konzept aus der klassischen Kritischen Theorie (Horkheimer, Adorno) zurückgegriffen, mit dem dieses paradoxe Phänomen, wie ich meine, höchst plausibel erklärt werden kann. Es handelt sich dabei um das Konzept der »bürgerlichen Kälte«. Bürgerliche Kälte beschreibt gewissermaßen ein wesentliches, die bürgerliche Subjektivität maßgeblich bestimmendes moralisches Prinzip in der kapitalistischen Gesellschaft. Bei Horkheimer und Adorno ist das bürgerliche Dasein geprägt durch eine gleichsam schizophrene Gleichzeitigkeit von Anpassung und Widerstand: Das bürgerliche Subjekt ist einerseits, jedenfalls dem Anspruch nach, ein autonomes, mündiges und daher auch kritikfähiges, mit hohen moralischen Werten ausgestattetes Individuum, das gesellschaftliche Missstände in Frage zu stellen vermag. Andererseits ist es aber auch ein Funktionsträger innerhalb der bürgerlich-kapitalistischen Ordnung und hat sich dieser, im Interesse seiner Selbsterhaltung, anzupassen und unterzuordnen. Diese hochgradige Widersprüchlichkeit bestimmt bereits das Kantische Ideal des bürgerlichen Individuums (Kant 1974). Gesellschaftskritik findet also immer schon notwendig in diesem Spannungsfeld aus Anpassung und Widerstand, Kritik und Affirmation statt. Zu einer wesentlichen Grundvoraussetzung von Kritik wird damit, jene, das eigene Handeln unweigerlich determinierende Dialektik zum Gegenstand (selbst-)kritischer Reflexion zu ma-

chen. Wo diese Reflexion ausbleibt oder nur unzureichend stattfindet, läuft Gesellschaftskritik Gefahr, in die Affirmation abzugleiten und unfreiwillig zu reproduzieren, was eigentlich zu kritisieren und zu verändern beansprucht wird. Dort wird dann Gesellschaftskritik selbst zu einem konstitutiven Moment des bestehenden Schlechten.

Mithilfe des Konzepts der »bürgerlichen Kälte« soll dieses Spannungsfeld kritischen Denkens und Handelns im Folgenden genauer ausgeleuchtet und dabei auch Konsequenzen für die gesellschaftskritische Praxis diskutiert werden – im Interesse einer Gesellschaftskritik, die nicht aus sich selbst heraus verfehlt, was sie erreichen möchte.

Zur Kälte als Grundprinzip bürgerlicher Subjektivität

Streng genommen handelt es sich bei der »bürgerlichen Kälte« weniger um ein Konzept im engeren sozialwissenschaftlichen Sinne als vielmehr um eine moralphilosophische Metapher, die sich gleichsam durch das gesamte Werk von Max Horkheimer und Theodor W. Adorno zieht. Sie findet sich bereits 1936 in einer Abhandlung von Horkheimer über »Egoismus und Freiheitsbewegung« (Horkheimer 2011b) und taucht von da an in zahlreichen ihrer Arbeiten auf – von der »Dialektik der Aufklärung« (Horkheimer, Adorno 2010) über Adornos »Minima Moralia« (Adorno 2012) bis hin zu Adornos philosophischem Hauptwerk, der »Negativen Dialektik« (Adorno 2003a). Bürgerliche Kälte bezeichnet bei ihnen sozusagen das moralische Grundprinzip in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Die dort das Leben bestimmende, kompetitive Vereinzelung und die Vergesellschaftung der Subjekte zum Kampf um knappe Güter und Lebenschancen verlange diesen stets die Konzentration auf die individuelle Selbsterhaltung ab. Verbunden damit sei nicht nur eine Entfremdung der Menschen unter- und gegeneinander, da diese sich nur noch als isolierte Subjekte mit ebenso isolierten Interessen begegneten, sondern auch eine tendenzielle Gleichgültigkeit, vor allem gegenüber jenen Menschen, die dabei zum Verfügungsobjekt des eigenen Partikularinteresses gemacht werden müssen (insbesondere durch Verwertung ihrer Arbeitskraft). Die erfolgreiche Selbstbehauptung unter den Prämissen universeller Konkurrenz bedinge die mehr oder weniger konsequente Verdrängung der Tatsache, dass der eigene Vorteil, den es

in der Gesellschaft zu suchen gilt, immer schon notwendig den Nachteil eines anderen impliziert.

Dies ist gewissermaßen die sozial-strukturelle Dimension der Kälte: Es sind die Struktur und die materiellen Grundlagen der kapitalistischen Gesellschaft, die den Menschen eine primäre Orientierung am eigenen Fortkommen und damit ein Handeln aufnötigen, das im Wesentlichen geprägt ist durch Kälte und Gleichgültigkeit gegenüber anderen. Die Kälte besitzt aber noch eine weitere, psychologische Dimension. Diese besteht vor allem darin, dass dieselbe den Menschen strukturell aufgezwungene Kälte zugleich von diesen offenbar nur sehr schwer zu ertragen ist. Konfrontiert mit menschlichem Leid und gesellschaftlichem Unrecht reagieren Menschen häufig mit dem Rückgriff auf moralische Werte, mit denen sie Einspruch gegen die Gesellschaft und die von ihr ausgehende Kälte einlegen: Gegen Wettbewerb und rücksichtslose Übervorteilung wird etwa ein solidarisches Miteinander gesetzt, gegen soziale Ungleichheit wird die Gleichheit aller Menschen postuliert und allgemeine Chancengleichheit gefordert. Verwiesen ist damit zunächst auf ein Bewusstsein der Subjekte von den herrschenden gesellschaftlichen Missständen und Widersprüchen. Offenbar wird aber auch und vor allen Dingen eine unerhörte Spannung zwischen ihren moralischen Ansprüchen einerseits und ihrer Alltagspraxis andererseits, die unter dem Zwang der Selbsterhaltung und der Verfolgung partikularer Interessen eine Realisierung der moralischen Norm in der Regel bereits grundsätzlich sabotiert. Es scheint insofern gerade zum Wesen der Kälte zu gehören, dass sie zwar kritisiert werden kann und üblicherweise auch kritisiert wird, dabei aber keineswegs praktisch negiert werden muss. Dass die Menschen dazu fähig sind, dass sie also den Widerspruch zwischen moralischer Norm und gesellschaftlicher Realität auszuhalten und gleichsam zwischen beiden zu vermitteln vermögen – und vielleicht sogar erst dadurch die ihnen abverlangte Funktionstüchtigkeit bewahren können –, eben dafür machen Horkheimer und Adorno die bürgerliche Kälte verantwortlich. Um die Kälte der gesellschaftlichen Verhältnisse ertragen zu können, müssen die Menschen selbst kalt werden. Für Horkheimer und Adorno stellt daher die bürgerliche Kälte das »Grundprinzip der bürgerlichen Subjektivität« (Adorno 2003a: 356) dar.

Wie grundsätzlich dieses Prinzip zu verstehen ist, wird vielleicht nirgends so deutlich wie in einem von Adornos berühmtesten Vorträgen über »Erziehung nach Auschwitz«. Adorno spricht darin von der Kälte als einem »Grundzug der Anthropologie« unter bürgerlich-kapitalistischen

Prämissen, der nicht bloß mit-, sondern vielmehr hauptverantwortlich gewesen sei für jenes gesellschaftliche Grauen, wie es in Auschwitz eine völlig neue und ungeahnte Dimension erreicht hat:

»wären sie (die Menschen, A.S.) also nicht zutiefst gleichgültig gegen das, was mit allen anderen geschieht außer den paar, mit denen sie eng und womöglich durch handgreifliche Interessen verbunden sind, so wäre Auschwitz unmöglich gewesen, die Menschen hätten es dann nicht hingenommen. [...] Die Kälte der gesellschaftlichen Monade, des isolierten Konkurrenten, war als Indifferenz gegen das Schicksal der anderen die Voraussetzung dafür, daß nur ganz wenige sich regten« (Adorno 1971: 101).

Bürgerliche Kälte ist somit nicht lediglich Resultat, sondern geradezu Ermöglichungsbedingung zutiefst inhumaner gesellschaftlicher Verhältnisse, in welchen noch das größte menschliche Unrecht seinen Lauf nehmen kann.²

Als ein die bürgerliche Subjektivität als solche maßgeblich bestimmendes moralisches Prinzip bleibt die Kälte überdies nicht nur auf die Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal anderer und die sture Verfolgung partikularer Interessen im globalen Wettbewerb beschränkt, sie ist ungleich umfassender und tiefgreifender. Eindringlich und mit kompromisslosem Scharfblick legen Horkheimer und Adorno in ihren zahlreichen Analysen, dabei oft sogar nur an ganz trivial erscheinenden Beispielen aus dem bürgerlichen Leben, dar, wie die Kälte nicht bloß die unmittelbar wirtschaftliche Sphäre als den Hauptschauplatz der allgemeinen Konkurrenz beherrscht, sondern wie sie letztlich auch von solchen Bereichen Besitz ergreift, die von der Kälte gerade frei zu sein beanspruchen und von den Menschen um jeden Preis vor ihr beschützt werden wollen. Wenn etwa Adorno in seinen »Minima Moralia« das Erkalten der Liebe beschreibt (Adorno 2012: 190ff.), die Ehe als eine ökonomisch erzwungene Interessengemeinschaft (ebd.: 32f.), oder an etwas vermeintlich so Banalem wie der sozialen Praxis des Grüßens gar ein umfassendes Erkranken des zwischenmenschlichen Kontakts diagnostiziert (ebd.: 44ff.), wird deutlich, dass die Kälte des gesellschaftlichen Tausch- und Konkurrenzprinzips selbst die privatesten und

2 Adorno hat daher auch bis zuletzt keinen Zweifel daran gelassen, dass, solange es zu keinen grundlegenden, strukturellen Veränderungen der kapitalistischen Gesellschaft kommt, Auschwitz auch weiterhin möglich bleibt. Solange die Menschen zu Kälte und gleichgültiger Selbstbehauptung genötigt sind, gibt es nichts, was der absoluten Barbarei im Ernstfall entgegensteht und das verhindern könnte, dass Menschen sich ihr opportunistisch fügen.

intimsten Formen des menschlichen Lebens affiziert. Sie nistet sich noch in den zartesten Regungen des Zwischenmenschlichen ein. Die Kälte wird so ohne Ausnahme, und wie es scheint auch ohne greifbaren Ausweg, zu einem das ganze Leben in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft prägenden Prinzip. Es ist ein Prinzip, dem die Menschen einerseits ihre ganze bürgerliche Existenz verdanken, aber auch eines, das mit unendlich vielen Entbehnungen, insbesondere an Solidarität und mitmenschlicher Wärme, verbunden ist und unter dem sie daher immer auch leiden. Die Kälte ist der Preis, den die Menschen für ihr gesellschaftliches Fortkommen, ihre bürgerliche Selbstbehauptung zu bezahlen haben – und zu dieser gibt es schlechterdings keine Alternative. Denn dem gesellschaftlichen Tauschgesetz müssen sich letztlich alle unterwerfen, »wenn sie nicht zugrunde gehen wollen« (Adorno 2003b: 14). Eben das macht am Ende die Universalität und damit die Unhintergebarkeit der Kälte aus.

Reaktionsformen auf und gegen die Kälte: Hitze und Wärme

Die Metapher der bürgerlichen Kälte wurde später vor allem von Andreas Gruschka aufgegriffen. Für ihn ist die bürgerliche Kälte gar der »zentrale moralphilosophische Topos« (Gruschka 1994: 36) in den Schriften von Horkheimer und Adorno. Gruschka hat die zahlreichen, über ihr gesamtes Werk verstreuten Hinweise auf die Kälte erstmals zusammengetragen und der bürgerlichen Kälte nicht nur ein eigenes Buch (ebd.), sondern in weiterer Folge auch einen großen Teil seiner Forschungsarbeit gewidmet. Er hat im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von empirischen Untersuchungen vorgelegt, in denen er – gleichsam die Arbeit von Horkheimer und Adorno weiterführend – den komplexen Wirkungs- und Reproduktionsmechanismen der Kälte nachging. Dabei ist es ihm auch gelungen, die Metapher der bürgerlichen Kälte zu einer äußerst fruchtbaren kritisch-sozialwissenschaftlichen Kategorie weiterzuentwickeln. In gewisser Weise kann also, soweit im vorliegenden Beitrag von einem »Konzept« der bürgerlichen Kälte die Rede ist, Andreas Gruschka als dessen eigentlicher Begründer gelten. Als Erziehungswissenschaftler legte er in seinen Studien den Fokus besonders auf einen Bereich, der im Hinblick auf die Aneignung und Inkorporierung der Kälte als zentral angenommen werden kann: nämlich jenen der öffentlichen Erziehung. In einer Reihe von sogenannten »Kältestudien« konnten

Gruschka und seine Mitarbeiter recht eindrucksvoll zeigen, wie Menschen bereits von klein auf durch Erziehung (im Allgemeinen) und Schule (im Besonderen) tendenziell zur Hinnahme der gesellschaftlichen Widersprüche disponiert werden und so bürgerliche Kälte – auch oder vielmehr sogar gerade *gegen* alle pädagogischen Ansprüche – systematisch (re)produziert wird.³

Aufschlussreich sind Gruschkas Arbeiten zur bürgerlichen Kälte vor allem aber auch insofern, als er sich darin – quasi zur näheren Bestimmung der Dimensionen bürgerlicher Kälte – intensiv mit den Reaktionsformen auf und gegen die gesellschaftlich verordnete Kälte beschäftigt, also nachgerade mit solchen Handlungsorientierungen, die ein Unbehagen der Menschen an der Kälte der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie unterschiedliche Strategien zu ihrer Überwindung dokumentieren. Hier ergeben sich also bereits ganz unmittelbare Einsichten in den Zusammenhang von bürgerlicher Kälte und Gesellschaftskritik. Gruschka unterscheidet zwei Typen von Reaktionen, die er – im Bild der Kältemetapher bleibend – mit »Wärme« und »Hitze« bezeichnet und ausführlich in ihrem Verhältnis zur bürgerlichen Kälte beleuchtet. Sehr anschaulich legt er dar, dass und auf welche Weise letztlich beide Reaktionsformen kontraintentional in die eigentlich zu überwindende Kälte einmünden und in diesem Lichte – wie dies bei Horkheimer und Adorno bereits angedeutet wurde – selbst wesentliche Bestandteile der bürgerlichen Kälte darstellen.

Unter »Hitze« fasst Gruschka verschiedene Formen der moralischen Empörung und des Protests gegen gesellschaftliches Unrecht. Hitze als Reaktion auf und gegen die Kälte findet sich überall dort, wo Menschen sich nicht mit dieser abfinden wollen und in vielfältiger Weise dagegen aufbegehren. Die Problematik dieser Reaktionsform und ihr Unvermögen zur Überwindung der Kälte verdeutlicht Gruschka dabei nicht bloß an Beispielen, an denen sich dieses Unvermögen noch relativ leicht ablesen lässt – etwa an der moralischen Empörung gegen konkrete persönliche Unrechtserfahrungen, die stets Gefahr läuft selbstgerecht zu werden, weil und wo sie in die krude Durchsetzung partikularer Interessen umschlägt, oder, noch eindeutiger, an Beispielen des Abdriftens moralischen Protests in oft menschenverachtenden Fanatismus –, sondern gerade auch an solchen Beispielen, in denen Kälte *prima vista* erfolgreich überwunden zu werden scheint. So kämen wahrscheinlich nur wenige auf den Gedanken – vielen

³ Siehe dazu vor allem Gruschka 1994; zur Ontogenese der Kälte siehe auch Gruschka 1997; Heinrich 1999.

erschiene es vielleicht, im Gegenteil, sogar als zynisch und insofern fast wieder unmoralisch – etwa in öffentlichen Kundgebungen und der Solidarisierung von Menschen gegen gesellschaftliche Probleme wie Rassismus und Fremdenfeindlichkeit nach Spuren von Kälte und der Reproduktion der dadurch eigentlich gerade zu überwindenden gesellschaftlichen Unmoral zu suchen. Ein kritischer Blick vermag jedoch, wie Gruschka zeigt, über eine wesentliche Dialektik solch moralisch motivierten Massenprotests zu belehren. So sei nämlich festzustellen, dass im Rahmen solcher Proteste vielfach nicht zuletzt auch »die moralische Salvierung« vieler Menschen erfolge, »deren bessere gesellschaftliche Lage ursächlich zusammenhängt mit der orientierungs- und hoffnungslosen der Aktivistinnen und der Claqueure des explodierenden Fremdenhasses. Das zu unterschlagen und statt dessen massenhaft Distanzierung zu demonstrieren [...], enthält selbst ein Moment der Kälte« (Gruschka 1994: 98).

Die Solidarität mit den Opfern (in diesem Fall: des Fremdenhasses) konkretisiert sich in erster Linie in einer Solidarität gegen die Täter. In dieser Personalisierung des Problems richtet sich jedoch der Protest nicht (mehr) gegen die dafür verantwortlich zu machenden gesellschaftlichen Verhältnisse. Unfreiwillig wird dadurch also die zu überwindende Kälte sogar noch bekräftigt.

Auch die konkrete Form vieler öffentlicher Massenproteste verweist laut Gruschka im Kern auf unüberwundene Kälte und damit auf das Scheitern des Protests am eigenen Anspruch. Gerade zu der Zeit, als die hier zitierte Arbeit von Andreas Gruschka veröffentlicht wurde (1994), traten einige neue, inzwischen längst zum Standardrepertoire öffentlichen Protests gehörende und in ihrer konkreten Gestalt heute noch wesentlich ausdifferenziertere Formen des aktionistischen und öffentlichkeits- bzw. medienwirksamen Massenprotests in Erscheinung. Besonders populär waren damals zum Beispiel Menschen- und Lichterketten.⁴ Gruschka konstatiert hier, insbesondere im Vergleich zu früheren Protestformen, etwa den Studentenprotesten der 1960er Jahre, eine seltsame und letztendlich verräterische Verbindung von Empörung und Fröhlichkeit:

⁴ Eine in die österreichische Geschichte eingegangene Massenprotestaktion war etwa das sogenannte »Lichtermeer«, bei der am 23. Januar 1993 als Protest gegen ein fremdenfeindliches Volksbegehren der rechtspopulistischen FPÖ rund 300.000 Menschen mit Kerzen und Fackeln durch die Wiener Innenstadt zogen. Bis dato ist dies die größte Demonstration, die jemals in Österreich organisiert wurde (siehe dazu Panagl, Gerlich 2007). Ähnliche Protestaktionen fanden zu dieser Zeit auch in Deutschland statt.

»Gegen den Imperialismus wurde noch verbissen fanatisch agitiert. Es wurde gleichsam im Galopp und schreiend über die Boulevards gelaufen. Nun wird der Protest zu einem anderen, vor allem ästhetisch zu Herzen gehenden Ereignis. Protestierer beweisen sich gegenseitig durch kollektive Riten des Protestes ihre moralische Erregtheit, man gestaltet Versammlungen mit viel Spaß, in jüngster Zeit organisiert man sich den Genuß eines optischen Spektakels (Lichterketten). So sehr sich in diesen Formen auch das utopische Bedürfnis nach Harmonie und Friedfertigkeit ausdrücken mag, dialektisch enthält es die Brechung, Umformung und Domestifikation der Wut: Protest als Teil der Kulturindustrie« (Gruschka 1994: 100).

Mehr als »das große Gefühl, die Kälte in diesem Augenblick überwunden zu haben« (ebd.: 103), vermag diese Form des Protests nicht zu vermitteln:

»Die Ersetzung realer Gemeinsamkeit durch das Symbol der Kette schafft eine Fiktion solidarischer Gemeinschaft moralisch Gleichgesinnter. Aus dem Sich-ander-Hand-Halten und dem hunderttausendfachen Hintereinander von Individuen erwächst noch nicht ein Protest, der die Menschen wirklich eint. In Wahrheit wird für ein paar Stunden eine »Massenaktion« organisiert. Menschlich genug bestimmt die Individuen der Wunsch, nicht mehr allein zu sein und auch nicht mehr ohnmächtig gegen das Unrecht. In der Masse scheint eine potentielle Macht des als gut Bewerteten auf und damit ein Stück Utopie. Aber schon die Rede davon, daß es »ein unheimlich gutes Gefühl gewesen sei, zu wissen, da reiche eine Kette von hunderttausend Menschen von Ulm bis Mutlangen,⁵ ist in sich problematisch. Die schiere Quantifizierung von Empörung macht den einzelnen nur bedeutsam, sofern er als disziplinierter Teil einer Masse auftritt. Diese Instrumentalisierung des Individuums für ein Massenspektakel verweist auf eine Form der Sozialität, gegen die die Kritik an der Kälte sich richten müßte« (ebd.).

»Hitze« als Reaktion auf die gesellschaftlich vorherrschende Kälte – so zeigt sich in diesen Beispielen aus der Welt des zivilgesellschaftlichen Protests – bedeutet also nicht die gelingende Negation von Kälte. Das Problem der sich so artikulierenden moralischen Empörung besteht laut Gruschka darin, dass sie entweder von der Kälte eingeholt wird oder aber dieser – etwa durch die Personalisierung gesellschaftlicher Problemlagen – unfreiwillig in die Hände spielt. Obgleich sie gegen die Kälte gerichtet ist, führt sie nicht zu einem Zustand, »in dem die Kälte ihre Basis verloren hätte« (ebd.: 99).⁶

5 Gruschka bezieht sich hier vermutlich auf eine Massendemonstration, bei der im Oktober 1983 als Protest gegen die Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen in Baden-Württemberg – so zum Beispiel auch auf der »Mutlanger Heide« – eine mehr als hundert Kilometer lange Menschenkette von Stuttgart nach Neu-Ulm gebildet wurde.

6 Die Dialektik des hitzigen Protests mag vielleicht besonders durch die Schwierigkeit bewusst werden, sich eine Protestaktion vorzustellen, die auf eine moralische Anklage ver-

Aber auch die andere Reaktionsform gegen die strukturell bestimmende Kälte der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft – »Wärme« – erweist sich am Ende als machtlos. Gruschka fasst unter »Wärme« solche Handlungsorientierungen und Strategien, mit denen Menschen versuchen, der Kälte durch Akte des Mitgeföhls, der Solidarität und der empathisch-zwischenmenschlichen Zuwendung entgegenzuwirken: durch Anteilnahme am Glück und Unglück anderer Menschen, durch Unterstützung Hilfsbedürftiger, durch das Bemühen um warmherzige, solidarische zwischenmenschliche Beziehungen etc. Kälte setzt sich dabei in dem Maße durch, wie Mitgeföh und Solidarität durch die Zentrierung auf konkrete Opfer letztlich die gesellschaftlichen Ursachen des Leids ausblenden oder aber sich oftmals überhaupt nur noch gebrochen durch das je partikulare, isolierte Lebensinteresse der einzelnen Menschen ausdrücken können. Wie sehr wir etwa in unserem Mitleid mit anderen Menschen in erster Linie bei uns selbst sind – und wie wenig also Mitgeföh sich als Akt interesseloser Zuwendung konkretisiert – veranschaulicht Gruschka unter anderem am ganz alltäglichen Beispiel des Umgangs mit Bettelnden:

»Wir sind betroffen, wenn uns ein Stadtstreicher oder die Zigeunerin mit ihrem schlafenden Säugling im Arm um Geld anbetteln. Sie machen die Differenz zu unserem Wohlergehen deutlich. Aber die Betroffenheit währt wohl in der Regel nur solange, wie sie uns gleichsam überfallartig erfaßt. Wo der Bettler Teil des Straßenbildes geworden ist, ändert sich bereits unsere Reaktion. Wir mögen aus Barmherzigkeit von dem abgeben, was wir zuviel haben, anhaltend erschrocken über das Elend und weil es uns über eine konkrete Person vermittelt wird. Wer sich nicht mehr überrumpeln lassen will, reguliert seine Empfindungen ggf. dadurch, daß er einer Hilfsorganisation einen großen Betrag spendet« (ebd.: 109).

Auch wenn wir immer wieder durch seine unerwartete Erscheinung ange-rührt sein mögen, so habe doch der Umgang mit dem Bettler mehr von der Kälte, als wir in der Regel bereit seien uns einzugestehen. Dem Zusammentreffen von Bettler und Geber sei ein Tauschverhältnis eingeschrieben:

richtet und stattdessen analytisch gesättigte Gesellschaftskritik übt. Der Protest lebt geradezu von der moralischen Anklage, diese bedarf aber eben auch notwendig des Mittels der Personalisierung. Wen sollte man sonst konkret anklagen? »Die Gesellschaft« ist für eine moralische Anklage ein zu abstrakter und daher ungeeigneter Adressat. Noch dort, wo der Protest gewissermaßen die ganz großen Probleme und Widersprüche der kapitalistischen Gesellschaft (und dabei vermeintlich die Gesellschaft als solche) anvisiert – etwa den Hunger in der Dritten Welt – richtet er sich notgedrungen gegen konkrete benennbare und damit anklagbare Instanzen. Adressiert werden dann in der Regel der Konzern X, die geldgierigen Manager auf den globalen Finanzmärkten, die untätigen Politiker etc.

Wir erleichterten unseren Geldbeutel und der Bettler unser schlechtes Gewissen.

»Wir können das Elend des Bettlers schlechter ertragen als ihn selbst, eben weil wir nicht an seiner Person interessiert sind, sondern nur von seiner Situation betroffen werden. In seinem Unglück beweist sich die Brüchigkeit der Legitimation des eigenen relativen Glücks. Indem wir das Markstück in den Hut werfen, unterbrechen wir flüchtend die Distanz, die die Kälte zwischen den Menschen, denen es gut, und Menschen, denen es schlecht geht, längst geschaffen hat. Mit der symbolischen Handlung wird der Status quo hingenommen. Mit ihr problematisieren wir weder den Bettler als Ausgegrenzten, noch bekämpfen wir das Betteln. Der Bettler bleibt für sein Schicksal verantwortlich und angewiesen auf das Markstück des Passanten« (ebd.: 110).

Bereits Horkheimer und Adorno haben dieses Kältemoment des Mitleids eindrücklich herausgearbeitet. So heißt es etwa in der »Dialektik der Aufklärung«:

»Es (das Mitleid, A.S.) bestätigt die Regel der Unmenschlichkeit durch die Ausnahme, die es praktiziert. Indem Mitleid die Aufhebung des Unrechts der Nächstenliebe in ihrer Zufälligkeit vorbehält, nimmt es das Gesetz der universalen Entfremdung, die es mildern möchte, als unabänderlich hin. [...] Nicht die Weichheit, sondern das Beschränkende am Mitleid macht es fragwürdig, es ist immer zu wenig. [...] Die narzißtischen Deformationen des Mitleids, wie die Hochgefühle des Philanthropen und das moralische Selbstbewußtsein des Sozialfürsorgers sind noch die verinnerlichte Bestätigung des Unterschieds von arm und reich« (Horkheimer, Adorno 2010: 110).

Von der Kälte bedroht und daher chronisch prekär ist das Mitleid, Gruschka zufolge, aber auch deshalb und insofern, als es heute immer weniger einem nahen, konkret hilfsbedürftigen Menschen gilt, sondern vorwiegend öffentlich und medial inszeniert wird. Es vergeht mittlerweile kaum eine Zeit, in der nicht auf eine Solidaritätskampagne sogleich das nächste Charity-Event folgt. Prominente demonstrieren darin geschlossen Solidarität mit Katastrophenopfern, krebserkrankten Kindern oder von Abschiebung bedrohten Flüchtlingen und fordern das Publikum auf, es ihnen gleich zu tun. Die Kälte lauert dabei nicht erst dort, wo das Leiden von Menschen mitunter recht unverhohlen für die Selbstdarstellung prominenter Wohltätigkeits-Idole instrumentalisiert wird und nur den willkommenen Anlass für ein schillerndes Event zu liefern scheint, sondern sie liegt bereits – ähnlich wie schon in der Reaktion auf den Bettler – in der bloß symbolischen Funktion der Inszenierung begründet. Durch diese werde nämlich etwas suggeriert, so Gruschka,

»was auf diese Weise nicht wirklich möglich ist: die Überwindung der Kälte durch weltumspannende Solidarität. Nach erfolgreicher Aktion in den Medien kehrt regelmäßig wieder Stille um die Opfer ein. Die Politik, die von der Aktion beeindrückt werden sollte, reagiert darauf ebenfalls symbolisch. Dort bereitet man sich auf die nächste Aktion vor. Indem eine Politik des Mitleids betrieben wird, statt einer Politik, die die Probleme zu lösen erlaubte, setzt sich Kälte in »Solidaritätskampagnen durch« (Gruschka 1994: 108).

Die Ohnmacht der Wärme als Reaktion gegen die Kälte des bürgerlichen Lebens demonstriert Gruschka schließlich auch an einer der Öffentlichkeit und damit der gesellschaftlichen Kälte vermeintlich entzogenen Sphäre, der sich früher bereits auch Adorno gewidmet hat: nämlich der Liebe. Mit großem Einfühlungsvermögen beschreibt Gruschka, wie selbst dort sich immer wieder die Kälte durchzusetzen vermag:

»Man beobachte z.B. Paare, die sich trennen. Sie klagen mit der Rede vom mangelnden Verständnis des Partners nichts anderes an als die Kälte in der Intimität der Ehe. Sogar solche Paare, die als ehemals Liebende am Tag der Scheidung, vom Gefühl übermannt, einander nochmals weinend in den Armen halten, zeugen vom Sieg der Kälte. Sie halten sich fest als Subjekte, und gleichzeitig verhalten sie sich vor dem Scheidungsrichter als Objekte ihrer Geschichte. Ihre traurige Zuwendung drückt das ohnmächtige Einverständnis damit aus, man habe das alles nicht gewollt, aber es sei doch so geschehen. In den Schmerz mischt sich die Erleichterung, es hinter sich gebracht zu haben und damit aus der moralischen Verantwortung füreinander entlassen zu sein. Als schier hermetisch verhängt setzt sich die Kälte noch in dem Augenblick durch, der sie transzendieren könnte« (ebd.: 110).

Die Menschen seien durch Kälte so gezeichnet, dass sie sie im Umgang miteinander nicht mehr loswerden könnten. Deshalb müssten sich letztlich sogar jene trennen, die sich für die Kälte schämten, mit der sie einander verletzt haben. Ihr Bewusstsein dementiere die Kälte, aber den Gefühlen werde nicht mehr die für die Versöhnung notwendige Wärme zugetraut:

»Das Wieder-gut-Werden der Dinge und Beziehungen scheint nur dann möglich zu sein, wenn die Geschichte des Schlechten ganz durchgestrichen wird. Ob dies gelungen ist, soll sich am neuen Partner beweisen. Was wie die Freiheit zur neuen Wahl aussieht, steht vielleicht nur für die Kälte, einen anderen zum gefälligen Projektionsobjekt gemacht zu haben« (ebd.).

Generell hätten Kälte und die vielfältigen mit ihr verbundenen Kränkungen, die Menschen von früh auf erfahren, zur Folge, dass immer weniger von ihnen überhaupt zur Liebe fähig würden:

»Sie haben nur noch Mitgefühl mit sich selbst, kreisen um das Leiden ihrer Beziehungslosigkeit. Voller Selbstmitleid ziehen sie sich schützend in das Schneckenhaus zurück. Andere erleben sie dann als unnahbar. Der Verlust von Wärme schlägt in Kälte um. Zum Fluchtpunkt für die uneingelöste libidinös besetzte Beziehungssehnsucht wird die bedenkenlose Selbstentfaltung an Orten, wo man mit Kälte sich sicher fühlen kann« (ebd.: 111).

Wärme, so scheint es, ist unter den Bedingungen universeller Kälte schlicht nicht zu haben. Je weniger sie sich realisieren lässt, desto größer wird die Sehnsucht der Menschen und umso angestregter und zwanghafter ihre Suche danach. Daher belegt vielleicht gerade ihre Sehnsucht – fast paradox – das volle Ausmaß ihrer Ohnmacht und damit das begrenzte Potenzial der Wärme als Reaktionsform gegen die vorherrschende Kälte:

»Wer sich so auf die Wärme stürzt, will die Kälte ignorieren, die dennoch weiterbesteht. Das Wissen um die Zerbrechlichkeit des Glücksgefühls treibt die Menschen dazu, fanatisch und mit viel rituellem Aufwand die tote Form, etwa des Feierns oder des Kunstgenusses, zu pflegen. Sie tun dies in der Hoffnung, das einmal als schön Erlebte auf Dauer stellen zu können. Aus der spontanen Empfänglichkeit für sozial geteiltes Glück wird organisierende Geschäftigkeit« (ebd.: 106).

Selbst dort, wo es gelingen mag, ein Stück echter Wärme zu leben – etwa in Form inniger persönlicher Freundschaften – handelt es sich letztendlich bloß um »bedrohte Inseln in einem Meer der Kälte« (ebd.: 113). Von der Kälte eingeholt wird dieses relative Glück spätestens dann, wenn es zum Refugium wird, in das sich die Menschen zurückziehen. Auch sie bestätigen am Ende nur die Kälte, die rund um sie weiter beherrschend bleibt. Die Reaktionsformen Wärme und Hitze, so das Fazit von Gruschka,

»verweisen auf moralische Ansprüche. Sie berichten zwar vom Widerstand gegen die Kälte, zugleich aber belegen sie die Ohnmacht, von ihr loszukommen und sie zu überwinden. Weder Empörung noch Wärme können strukturell etwas gegen Kälte ausrichten, jedenfalls unter den obwaltenden Strukturen nicht« (ebd.: 115).

Dass selbst Wärme in der Gefahr steht, gegen ihre Absicht zu affirmieren, was sie überwinden soll, ist für Gruschka sogar noch wesentlich schmerzhafter nachzuvollziehen als das Eingeständnis, dass die Hitze, als Empörung und erregter Protest, im Medium der Kälte verbleibt: »Das Bewußtsein, daß Wärme oft mit Kälte zusammengeht, daß Mitleid nicht nur als spöttisches, verächtliches kalt sein kann, nimmt uns fast die Hoffnung darauf, wir könnten uns mit konkreter Mitmenschlichkeit gegen die Kälte schützen« (ebd.: 115).

Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte

Die Metapher der bürgerlichen Kälte, wie sie hier nur ganz grob entfaltet werden konnte, handelt im Prinzip von der Moral und der Möglichkeit moralischen Handelns in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Die Moral steht dort immer schon in Spannung zu den gesellschaftlichen Funktionsstrukturen, die über weite Strecken zu einem Handeln nötigen, das den moralischen Normen eines humanen, gesellschaftlichen Miteinanders oft diametral widerspricht. Dies ist der zentrale Widerspruch bürgerlicher Gesellschaften, auf den Horkheimer und Adorno mit ihrem Befund der »bürgerlichen Kälte« abzielten. Gerade an den von Andreas Gruschka beschriebenen Gegenbildern zur Kälte – »Hitze« und »Wärme« – wird jedoch auch sehr deutlich, dass die Kälte nicht nur wirksam ist in der lückenlosen Anpassung an jene kalten gesellschaftlichen Strukturen und der offen affirmativen Verkörperung von Gleichgültigkeit und Kälte in den sozialen Umgangsformen – eine Verhaltensdisposition, wie sie in dieser Reinform wahrscheinlich nur in den allerseltensten Fällen auftritt –, sondern besonders auch in Einstellungen und Handlungen, die der gesellschaftlich verordneten Kälte, zumindest auf den ersten Blick, entgegengesetzt sind. Damit lenkt die Metapher die Aufmerksamkeit und liefert zugleich auch eine recht plausible Antwort auf die eingangs formulierte Frage, wie es möglich ist, dass trotz aller Kritik und des doch offenbar so weit verbreiteten Unbehagens an und in der Gesellschaft so erstaunlich wenig sich ändert und die ungerechten gesellschaftlichen Verhältnisse sich fortwährend reproduzieren können. Kritik steht immer schon selbst in der Spannung zwischen moralischem Anspruch und gesellschaftlichem Realitätsprinzip, die das ganze Leben in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft bestimmt. Diese Spannung wird geradezu zur zentralen Bedingung von Kritik, sie bildet gleichsam, und zwar ohne Alternative, den strukturellen Rahmen jeden kritischen Denkens und Handelns. Ob Kritik zu einer Veränderung dessen führen kann, was sie verändern möchte, muss daher in allererster Linie davon abhängen, ob und inwieweit es ihr gelingt, mit dieser Spannung umzugehen. In diesem Punkt entscheidet sich, ob Kritik die Kälte der gesellschaftlichen Verhältnisse abzuschütteln und ein emanzipatorisches, transformatives Potenzial zu entfalten vermag, oder ob sie die kritisierten Verhältnisse sogar noch zusätzlich abstützt und stabilisiert und so lediglich zu einem Moment des bestehenden Schlechten wird. Was Horkheimer und

Adorno als »bürgerliche Kälte« beschrieben haben, kann in diesem Lichte also gerade auch auf alle Formen von Gesellschaftskritik bezogen werden.

Gesellschaftskritik hat stets eine moralische Dimension. Egal ob sich die Kritik gegen die fortschreitende Vernichtung natürlicher Ressourcen, gegen Rassismus, Homophobie, gegen Armut und soziale Ungerechtigkeit oder die Ungleichheit zwischen Mann und Frau richtet – immer und geradezu notwendig ist damit, und sei es nur implizit, die Idee eines besseren gesellschaftlichen Zustandes verbunden, an dem das Falsche festgemacht und im Grunde sogar überhaupt erst als solches abgeleitet werden kann. Aus einem an der bürgerlichen Kälte geschulten Blickwinkel wäre nun gewissermaßen alle Kritik an ihren eigenen Ansprüchen zu messen und zu prüfen, ob mit ihr tatsächlich kritisiert wird, was sie zu kritisieren vorgibt, und das heißt vor allen Dingen: ob sie an die Wurzel des Problems heranreicht. Denn nur so und nicht anders könnte durch die Kritik überhaupt erst eine Perspektive eröffnet werden, durch die es potentiell möglich würde, eine Überwindung des kritisierten Zustandes und mithin eine echte Veränderung herbeizuführen. Wo Kritik dies nicht oder nur unzureichend leistet, läuft sie tendenziell Gefahr, in die Affirmation und damit in Kälte umzuschlagen. Dort bleibt ihr mangels analytischer Tiefe oft nur die personalisierende Anklage. Aus Moral wird dann Moralisieren. Es wird dann etwa die Unmoral von Menschen und ihren Handlungen angeprangert, ohne damit jene gesellschaftlichen Verhältnisse zu treffen, in deren Strukturen das der moralischen Norm widersprechende Handeln ursächlich begründet liegt. Unfreiwillig affirmativ wird die Kritik ebenso, wo und weil sie sich im bloß symbolischen Protest verliert. Selbst und vor allem dann, wenn damit – wie es heute die bevorzugte Strategie im Umgang mit gesellschaftlichen Problemen zu sein scheint – zunächst gar nichts anderes erreicht werden soll, als die Menschen für bestimmte Problemlagen und Missstände zu »sensibilisieren«, so ist damit im besten Falle die Benennung des Problems geleistet. Es geht damit noch keine Einsicht in seine tieferen gesellschaftlichen Ursachen einher, geschweige denn erwächst daraus eine tragfähige Basis für eine politisch verändernde Praxis.⁷

⁷ Es drängt sich die Vermutung auf, dass Kritik nicht zuletzt deshalb so häufig bzw. vor allem dort auf einer symbolischen Ebene verbleibt, gerade *weil* bzw. *wo* eine radikal analytische Durchdringung gesellschaftlicher Zusammenhänge nicht stattfindet. Dadurch werden die Potenziale einer verändernden Praxis gar nicht zureichend ausgelotet, und die Möglichkeit einer solchen bleibt daher weitgehend verstellt. Es lässt sich dies also womöglich im wahrsten Sinne des Wortes als eine Flucht in die symbolische Form interpretieren, welche die Illusion erzeugt, hier finde bereits eine politisch verändernde Praxis

Gesellschaftskritik ist also, insbesondere im Hinblick auf die Beurteilung ihres kritischen und gesellschaftsverändernden Potenzials, in erster Linie an sich selbst zu messen. Bürgerliche Kälte stellt hierfür ein ungemein taugliches Konzept dar, insofern es einen theoretischen Bezugsrahmen liefert, der per se im Spannungsfeld zwischen Anspruch und realer Praxis operiert und mit dem vor allem auch ein Scheitern der Kritik am eigenen kritischen Anspruch plausibel erklärt werden kann. Kälte besteht dabei nicht im bloßen Scheitern von Kritik, das heißt, im faktischen Verfehlen einer Veränderung zum Besseren – das ist das unvermeidliche Risiko jeder Kritik –, sondern vor allem in der Desensibilisierung, quasi im Blindwerden für das Scheitern und die eigenen, der konkreten Form wie auch dem Inhalt der Kritik immanenten Anteile daran. Erfüllt ist der Tatbestand der bürgerlichen Kälte dort, wo die in Anschlag gebrachte kritische Norm am Ende der Idealisierung einer (vermeintlich) kritischen, verändernden Praxis dient, die eine echte Veränderung – in Ermangelung dafür essenzieller, analytisch hinreichend fundierter gesellschaftskritischer Einsichten – bereits aus sich selbst heraus vereitelt und so zur Stabilisierung und Reproduktion dessen beiträgt, was doch eigentlich, dem Anspruch nach, verändert werden soll. Gerade im Interesse einer wahrhaft verändernden politischen Praxis, wie sie auch eine kritische Soziologie nachdrücklich anstrebt, erscheint eine solche (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit den Bedingungen der Möglichkeit von Kritik nicht nur von hoher Relevanz, sondern eigentlich geradezu unumgänglich.⁸

statt. Dabei ist es gerade das drängende Bedürfnis nach einer unmittelbar praktisch orientierten Kritik, das dazu führt, dass eine dafür im Grunde unabdingbare gesellschaftstheoretisch fundierte Analyse ausbleibt und oft sogar, in einem gleichsam anti-intellektualistischen Reflex, als bloße Theorie abgetan, wenn nicht überhaupt als abgehoben oder elitär denunziert wird – ein fataler Zirkel.

8 Eine ganz ähnliche Sicht dürfte auch Stephan Lessenich (2014) vertreten, wenn er jenseits einer »Soziologie der Kritik« und einer »kritischen Soziologie« für eine »kritische Soziologie der Kritik« plädiert, welche die Kritisierenden selbst der Kritik aussetzt und dabei gleichsam über sich selbst aufklärt. Der vorliegende Artikel kann explizit als ein Beitrag in diese Richtung verstanden werden. Für erste konkrete, von der »bürgerlichen Kälte« inspirierte, kritische Analysen des Autors im Bereich feministischer Kritik siehe Stückler 2013.

Wege aus der Kälte? – Konsequenzen für die gesellschaftskritische Praxis

Die hier anhand des Konzepts der »bürgerlichen Kälte« skizzierte Dialektik von Kritik und Affirmation, dieses Spannungsfeld zwischen Anpassung und Widerstand, das jede Artikulation von Gesellschaftskritik notwendig bestimmt, bringt freilich gravierende Konsequenzen für eine kritische Praxis mit sich, die nicht hoffnungslos hinter ihren eigenen kritischen Ansprüchen zurückbleiben soll. Unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen ergibt sich, wie gezeigt werden sollte, die paradoxe Situation, dass Kritik unfreiwillig und/oder unbewusst unkritisch sein kann und daher ständig in der Gefahr steht, ausgerechnet jene Strukturen zu stützen, die sie eigentlich zu kritisieren beansprucht. Kritik ist also, salopp formuliert, nicht gleich Kritik, und ein kritischer Anspruch beinhaltet nicht notwendigerweise schon ein kritisches, geschweige denn ein veränderndes Potenzial. Daraus folgt als eine erste, zunächst wahrscheinlich banal erscheinende Konsequenz, dass diese Dialektik bewusst gemacht werden muss. Es braucht ein Bewusstsein dafür, dass Gesellschaftskritik eine Praxis ist, die einer analytisch hinreichend fundierten Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge bedarf, und dass Kritik sich sogar in ihr Gegenteil verkehren kann, wenn sie unreflektiert vonstatten geht. Dies ist vor allem deshalb nicht banal, weil eine solche Reflexion – und hier kommen wir bereits zur zweiten Konsequenz – eine grundlegende Veränderung bzw. Schärfung der kritischen Perspektive bewirken und in weiterer Folge auch die Wahl konkreter kritischer Formen und Praxen beeinflussen müsste. Insbesondere in der Erörterung der »Hitze« als Typus des empörten Protests dürfte deutlich geworden sein, dass ein Großteil der heute gängigen und populären Formen gesellschaftskritischer Praxis tendenziell nicht dazu taugt, tatsächlich eine transformative Wirkung zu entfalten und die Kälte der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zu überwinden. Im Prinzip besteht die Untauglichkeit der Hitze darin, dass sie letztlich eine Allgemeinheit einer Moral in Anspruch nimmt (bzw. nehmen muss), die empirisch – und aus Gründen, die mit der Struktur der Gesellschaft gegeben sind – keine Gültigkeit besitzt, ja deren Nicht-Gültigkeit gerade jeden Tag erfahren wird. Eben diese Nicht-Gültigkeit des Geltung Beanspruchenden ist es ja, worauf sich sowohl die Kritik der Hitze als auch die Reaktion der Wärme bezieht. Auf diese Weise nimmt jedoch die Moral eher den Charakter einer schützenden Zuflucht an, als dass mit ihr aus dem kritisierten Zustand herausgetreten, geschweige

denn dieser transzendiert werden könnte. Das macht es der Kritik am Ende unmöglich, die Kälte nachhaltig abzuschütteln. Gesellschaftskritik, die ein wirklich veränderndes, emanzipatorisches Potenzial haben soll, muss daher eine Form annehmen, die all das vermeidet. Andreas Gruschka bringt dies in einem, in seiner dialektischen Gestalt gleichermaßen schönen wie für die Sympathisanten des hitzigen Protests und der warmen Solidarität vermutlich äußerst unbefriedigenden Satz folgendermaßen auf den Punkt: »Die Befreiung von Kälte ist erst im Durchgang durch Kälte zu erreichen« (Gruschka 1994: 58). Nicht durch Hitze oder Wärme also, sondern nur durch Kälte ist die Kälte zu überwinden. Konkret bedeutet das gerade den bewussten Verzicht auf die meisten Strategien und Praxen, die heute gemeinhin mit kritischem Handeln, nämlich im Sinne einer eingreifenden Praxis, assoziiert werden. Die für die Überwindung der Kälte erforderliche Kälte besteht dagegen vielmehr in einer konsequenten Distanzierung vom gesellschaftlichen Getriebe, aus der die Kraft zu einer Kritik, die politisch veränderndes Handeln überhaupt erst ermöglichen könnte, erwachsen soll.

»Zwar wird mittels der Distanzierung [...] die Kälte keineswegs überwunden, aber deren Bann doch so weit gemildert, daß der Mensch Gelegenheit bekommt, »ohne Angst der Nichtigkeit der Existenz inne(zu)werden.«⁹ Die Distanziertheit des Zuschauers wird zur Alternative des zwanghaften, durch Affekte bestimmten Mitmachens. Was auf den ersten Blick bloß wie eine weitere Variante von Kälte wirkt, nämlich Verzicht auf eingreifendes Handeln bzw. bloßes Hinnehmen, besitzt noch am ehesten ein humanes Potential« (Gruschka 1994: 57).

Allerdings entfaltet sich dieses Potenzial erst dort, »wo die Distanz als Voraussetzung von Aufklärung benutzt wird« (ebd.). Es gehe darum, so

⁹ Gruschka zitiert hier aus der »Negativen Dialektik« von Adorno: »Reflektierte Menschen, und Künstler, haben nicht selten ein Gefühl des nicht ganz Dabeiseins, nicht Mitspielens aufgezeichnet; als ob sie gar nicht sie selber wären, sondern eine Art Zuschauer. Die anderen stößt das vielfach ab [...] In dem »Es ist gar nicht so wichtig, das seinerseits freilich gern mit bürgerlicher Kälte sich verbündet, kann das Individuum am ehesten noch ohne Angst der Nichtigkeit der Existenz innewerden. Das Unmenschliche daran, die Fähigkeit, im Zuschauen sich zu distanzieren und zu erheben, ist am Ende eben das Humane, dessen Ideologen dagegen sich sträuben. [...] Wohl sind die Menschen ausnahmslos unterm Bann, keiner zur Liebe schon fähig, und darum meint ein jeder sich zu wenig geliebt. Aber die zuschauerhafte Haltung drückt zugleich den Zweifel aus, ob dies denn alles sein könne, während doch das Subjekt, in seiner Verblendung sich so relevant, nichts anderes hat als jenes Arme und in seinen Regungen tierhaft Ephemere. Unterm Bann haben die Lebendigen die Alternative zwischen unfreiwilliger Ataraxie – einem Ästhetischen aus Schwäche – und der Vertiertheit des Involvierten. Beides ist falsches Leben.« (Adorno 2003a: 356)

Gruschka, »die Chance, die in der kühlen Distanzierung vom Getriebe für die Aufklärung liegt, zu nutzen. Erst wo die Menschen nicht von ihrer allgemeinen Angst überwältigt werden, erhalten sie die Möglichkeit eines humanen Verhältnisses zur Kälte« (ebd.: 58). Damit ist daher auch alles andere als eine kritische Verhaltenslehre oder eine Anleitung für moralisches Handeln beschrieben, sondern allein »die dialektisch verstandene Tugend aus der Not: Das Humane ist nur noch denkbar im Medium des Inhumanen. Wer Kälte studieren will, muß sich selbst kalt machen. Die Moral der Kritik überlebt allein in der unbedingten Radikalität der Analyse der Kälte« (ebd.). Oder, um es mit Adorno nochmals dialektisch zuzuspitzen: Sie lebt

»einzig in den Extremen, in der spontanen Regung, die, ungeduldig mit dem Argument, nicht dulden will, daß das Grauen weitergehe, und in dem von keinem Anbefohlenen terrorisierten theoretischen Bewußtsein, das durchschaut, warum es gleichwohl unabsehbar weitergeht. Dieser Widerspruch allein ist, angesichts der realen Ohnmacht aller Einzelnen, der Schauplatz von Moral heute« (Adorno 2003a: 281f.).

Das heißt, es braucht einerseits die »Hitze«, die moralische Erregung, das vehemente Nichtduldenwollen gesellschaftlichen Unrechts als kritischen Impuls. Nur wer sich von der gesellschaftlichen Kälte noch nicht vollkommen hat kalt machen lassen, ist überhaupt noch zur Kritik fähig. Für die Kritik selbst jedoch, für die notwendige analytische Durchdringung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der von ihnen abstrahlenden Kälte, bedarf es der kühlen Distanzierung. Hier helfen weder Hitze noch Wärme weiter, hier bedarf es unabdingbar der Kälte.

Deutlich wird in diesen Überlegungen – auch dies ein Widerspruch zum verbreiteten Kritikverständnis – die Notwendigkeit, wenn nicht sogar der Primat einer theoretischen Kritik. Damit sind wir bei der dritten Konsequenz angelangt, die im Interesse einer wahrhaft kritischen Gesellschaftskritik zu ziehen wäre. Unmittelbar praktisch orientierte Kritik – so wenig diese deshalb per se gering zu schätzen ist – bezahlt ihre praktische Orientierung notwendig mit dem Preis des tendenziellen Verlustes kritischen Potenzials. Damit sie überhaupt, im Dienste einer konkret herbeizuführenden Veränderung, praktisch werden kann, ist sie stets zur Kommensurabilität mit den bestehenden Verhältnissen gezwungen. Was also für eine Gesellschaftskritik, welche die Chance eines substantiellen gesellschaftlichen Wandels nutzen oder überhaupt nur am Leben halten möchte, unbedingt notwendig wäre – die Distanzierung vom Getriebe –, ist gerade das, was der Praxis aufgrund ihrer eigenen Logik verbaut bleiben muss. Nur eine von

Handlungs- und Rechtfertigungszwängen entlastete Theorie ist dazu in der Lage. Daraus ergeben sich wiederum gravierende Konsequenzen für das Verhältnis von Theorie und Praxis. Das Theorie-Praxis-Verhältnis ist heute weitgehend, auch in den Sozialwissenschaften, von einer im Grunde sehr unglücklichen Arbeitsteiligkeit geprägt. Theorie ist demnach stets mit praktischen Erkenntnisinteressen verkoppelt und beinhaltet daher notwendig auch eine praktische Handlungsperspektive, wie umgekehrt die Praxis in der Regel (auch) auf theoretische Einsichten zurückgreift. Unglücklich ist diese arbeitsteilige Konzeption insofern, als dabei ein Kontinuum von Theorie und Praxis unterstellt wird, das unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen schlechterdings nicht unterstellt werden kann¹⁰ – jedenfalls nicht, ohne dass die Theorie dabei ihren größten (und vielleicht einzigen) Vorteil verspielt: eben die Möglichkeit zur kritischen Distanz. Im Bemühen um praktische Umsetzbarkeit theoretischer Kritik (so sie sich nicht überhaupt an genuin praktischen Erkenntnisinteressen orientiert) muss die Theorie etwas von den Zwängen der immer schon unausweichlich ins Bestehende involvierten Praxis annehmen – damit untergräbt sie ihr eigenes kritisches Potenzial. Das Theorie-Praxis-Verhältnis wäre in diesem Lichte neu zu überdenken. Aufgabe der Theorie sollte es, auch im eigenen Interesse, gerade nicht sein – jedenfalls nicht unmittelbar –, die Praxis mit praxistauglichen und konkret umsetzbaren theoretischen Einsichten zu versorgen. Ihre Aufgabe hätte vielmehr in der konsequent kritischen Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse zu bestehen, und dies implizierte unbedingt auch eine kritische Distanz zur Praxis und deren Akteuren. Die Praxis wäre selbst zum Gegenstand der kritischen Analyse zu machen und gegebenenfalls mit aller gebotenen Vehemenz zu kritisieren und über sich selbst aufzuklären. Wo Theorie dies nicht oder nur unzureichend leistet, wird mit Theorie und Praxis zwanghaft und künstlich etwas zusammengebracht, was unter den bestehenden Verhältnissen notwendig auseinanderfällt – und dort lauert statt der ersehnten gesellschaftlichen Veränderung die Gefahr einer ideologischen Verklärung einer sich als kritisch begreifenden Praxis, die konsequent verfehlt, was sie erreichen möchte.

10 Dass Theorie und Praxis – wie übrigens auch Adorno stets darauf hingewiesen hat – »sich nicht in ein Kontinuum eintragen lassen« (dazu z.B. Adorno 2003c), dafür gibt vielleicht gerade die hier diskutierte Dialektik gesellschaftskritischen Handelns ein vortreffliches Beispiel ab: Wo es möglich ist, dass Kritik affirmativ sein kann, da kann schwerlich von einem kontinuierlichen Verhältnis zwischen Theorie und Praxis von Kritik ausgegangen werden.

Literatur

- Adorno, T. W. 1971 [1966]: *Erziehung nach Auschwitz*. In T. W. Adorno, *Erziehung zur Mündigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 88–104.
- Adorno, T. W. 2003a [1966]: *Negative Dialektik*. In T. W. Adorno, *Gesammelte Schriften* 6. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7–408.
- Adorno, T. W. 2003b [1965]: *Gesellschaft*. In T. W. Adorno, *Gesammelte Schriften* 8. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9–19.
- Adorno, T. W. 2003c [1969]: *Marginalien zu Theorie und Praxis*. In T. W. Adorno, *Gesammelte Schriften* 10.2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 759–782.
- Adorno, T. W. 2012 [1951]: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. 1992: *Was ist Kritik?* Berlin: Merve Verlag.
- Gruschka, A. 1994: *Bürgerliche Kälte und Pädagogik. Moral in Gesellschaft und Erziehung*. Wetzlar: Büchse der Pandora.
- Gruschka, A. 1997: *Wie lernt man, kalt zu werden? Von den Konflikten auf dem Weg zum guten und schlechten Menschen*. *Pädagogische Korrespondenz*, Heft 19, 34–59.
- Heinrich, M. 1999: *Zum Stand einer Theorie der Ontogenese bürgerlicher Kälte. Oder: »Wie man kalt wird«*. *Pädagogische Korrespondenz*, Heft 24, 5–31.
- Horkheimer, M. 2011a [1937]: *Traditionelle und kritische Theorie*. In M. Horkheimer, *Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze*. Frankfurt am Main: Fischer, 205–259.
- Horkheimer, M. 2011b [1936]: *Egoismus und Freiheitsbewegung. Zur Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters*. In M. Horkheimer, *Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze*. Frankfurt am Main: Fischer, 43–122.
- Horkheimer, M., Adorno, T. W. 2010 [1947]: *Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Kant, I. 1974 [1784]: *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* In E. Bahr (Hg.), *Kant, Erhard, Hamann, Herder, Lessing, Mendelssohn, Riem, Schiller, Wieland. Was ist Aufklärung? Thesen und Definitionen*. Stuttgart: Kohlhammer, 9–17.
- Lessenich, S. 2014: *Soziologie – Krise – Kritik. Zu einer kritischen Soziologie der Kritik*. *Soziologie*, 43. Jg., Heft 1, 7–24.
- Panagl, O., Gerlich, P. (Hg.) 2007: *Wörterbuch der politischen Sprache in Österreich*. Wien: Österreichischer Bundesverlag.
- Stückler, A. 2013: *Bürgerliche Kälte und feministische Kritik*. Unveröffentlichtes Manuskript. Wien.
- Vobruba, G. 2013: *Soziologie und Kritik. Moderne Sozialwissenschaft und Kritik der Gesellschaft*. *Soziologie*, 42. Jg., Heft 2, 147–168.
- Wehling, P. 2014: *Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis*. *Soziologie*, 43. Jg., Heft 1, 25–42.

Sinn im Archiv?

Zum Verhältnis von Nutzen, Kosten und Risiken der Datenarchivierung

Stefan Hirschauer

Die qualitative Sozialforschung wird seit ein paar Jahren mit einem Modell der Archivierung und Sekundärnutzung von Daten konfrontiert, das sich in der quantitativen Sozialforschung bewährt hat (Heaton 2004; Mauthner, Parry 2013).¹ Jetzt soll das Modell irgendwie auf qualitative Daten übertragen werden. Der Wissenschaftsrat (2012) hat dazu einige Empfehlungen abgegeben. Sie beinhalten 1. die Erhebung und Publikation von Forschungsdaten als eigenständige Forschungsleistung anzuerkennen und andere Publikationen mit den Daten zu verlinken; 2. die erforderlichen personellen und finanziellen Kapazitäten bereits bei der Konzeption von Projekten und der Beantragung von Fördermitteln einzuplanen; 3. eine Empfehlung an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, ein Programm auszuschreiben, das Modellprojekte für Forschungen fördert, die quantitative und qualitative Daten kombinieren. Denn Gewinne der Archivierung verspricht sich der Wissenschaftsrat vor allem in diesem Bereich. Auch Hubert Knoblauch und Heike Solga (2011) haben im Rahmen des Rates für sozialwissenschaftliche Daten vertreten, dass ein Bedarf an qualitativen Datenban-

¹ Dieser Artikel beruht auf einem Vortrag auf der Tagung der Sektion Biographieforschung »Was geschieht mit unseren Daten? Datenarchivierung und Forschungsethik in (inter)nationaler Perspektive« der am 10. und 11. April 2014 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main stattfand. (Siehe dazu den Bericht auf Seite 331 in diesem Heft, *Anm. der Red.*) Kommentierungen erhielt der Beitrag durch Ruth Ayaß, Christian Meyer, Jörg Strübing, Herbert Kalthoff, Georg Breidenstein und Boris Nieswand.

ken wesentlich aus einer Integration beider Datensorten folge, die zu neuen Erkenntnissen führen könne. Weitere Gründe, die für die Archivierung sozialwissenschaftlicher Daten angeführt werden, sind die Sicherung der Überprüfbarkeit und Transparenz von Forschungsergebnissen, die Nutzbarmachung von Datensätzen für Lehrzwecke und die Eröffnung der Chance, Sekundäranalysen in der Primärforschung offen gebliebener Themen durchführen zu können.

Die den Empfehlungen des Wissenschaftsrates folgende Diskussion hat sich recht schnell auf organisatorisch-praktische Fragen sowie auf Fragen der Wahrung von forschungsethischen Grundsätzen gerichtet. *Vor* diesen beiden Fragen liegt aber eine Erörterung der Prämissen des Wissenschaftsrates. Welchen wissenschaftlichen Sinn hat die Archivierung von Daten überhaupt und welchen wissenschaftlichen Unsinn könnte sie fördern?

Sinn und Unsinn der Datenarchivierung

Unbedingt sinnvoll erscheint eine massenhafte Archivierung wissenschaftlicher Daten, wenn man sie als wertvolle Kulturgüter betrachtet. Dies scheint in einigen Fächern tatsächlich der Fall: Die gesamte Ethnologie ist nicht nur in ihren Sammlungen, sondern auch in ihren Ethnografien von einem empirischen Rettungsmotiv durchdrungen. So wie der Klimawandel Inseln überspült, so verschluckt die Globalisierung das kulturhistorische Erbe der Menschheit, heißt es. Museale Sammlungen von Artefakten und Videoaufzeichnungen von Kulturtechniken und Sprachen sollen das Schlimmste verhüten. Ein ähnliches Rettungsmotiv kann die zeithistorische Forschung beanspruchen: Sind Zeitzeugen erst einmal verstorben, stehen sie für *Oral History* nicht mehr zur Verfügung. Mit ihrem Körper entschwindet auch ein Teil des kulturellen Gedächtnisses. Das gibt der Bewahrung ihrer Erinnerungsspuren in Datensätzen einen unmittelbaren Sinn. Denselben archivarischen Sinn kann auch ein Teil der Biografieforschung beanspruchen (Rosenthal 2013). Sie hat hier eine Schnittmenge mit der Geschichtswissenschaft.

Diesem Sinn steht allerdings das Risiko eines archivarischen Unsinnns gegenüber. Die bloße Anhäufung von Daten ist ebenso sinnlos wie eine bloße Ansammlung ethnologischer Artefakte in staubigen Regalen und dunklen Speicherkammern. Auf die Ausstellung kommt es an, also auf die

hochselektive, öffentliche Verfügbarmachung zu bestimmten Gelegenheiten. Dieser Ausstellung entsprechen in der Wissenschaftskommunikation die Aufsätze und Bücher, in denen wir unseren Daten eine analytisch geordnete und kommunikativ verstehbare Form geben. Erst in dieser Form werden tatsächliche kulturelle Erinnerungsleistungen hergestellt – auch solche über untergegangene Inseln und Epochen. Will man über diese Publikationen hinaus Erinnerungen ermöglichen, so ist die entscheidende Frage, wie hoch man das Potenzial von Sammlungen für eventuelle spätere Verfügbarmachungen einschätzt.

Ist es zum Beispiel sinnvoll, wie an der Universität Mainz kürzlich angestrebt, die Fernsehprogramme der wichtigsten zwölf Sender rund um die Uhr aufzuzeichnen, damit der Nachwelt der Zugriff auf diesen Teil unserer kulturellen Produktivität nicht verloren geht? Natürlich sind Fragestellungen denkbar, für die so eine Zugriffsmöglichkeit in 20 oder 50 Jahren hoch interessant wären. Aber welchen Speicheraufwand wollen wir in dieser Zeit dafür betreiben? 12 Sender, 24 Stunden, 365 Tage, 20 Jahre ... Wer meint, dass die Erinnerungsfunktion unserer Publikationen, also unserer, mittels Analyse und kommunikativer Darstellung aufbereiteten Daten, nicht ausreichend ist, der muss sich die Frage stellen, wie sich Aufwand und Potenzial der Speicherung von unanalysierten Rohdaten zueinander verhalten.

Der Fall des Fernseharchivs verweist auf einen zweiten archivarischen Unsinn. Soziologinnen sind ja keine Ethnologen und Historiker. Die Biografieforschung ist hier mit der zeithistorischen Bedeutung mancher narrativer Interviews eher in einer Sonderrolle. Der strategische Vorteil der meisten Sozialwissenschaften gegenüber der (klassischen) Ethnologie und Geschichtswissenschaft liegt darin, dass sie inmitten ihrer zeitgenössischen, sprudelnden Datenquellen sitzen. Unser Aufwand, *frische* Daten für innovative Fragestellungen zu generieren – ob durch Interviews, teilnehmende Beobachtung, Audio- und Videotakes oder das Anlegen von Diskurskorpora – ist vergleichsweise gering. Das macht die Frage umso dringlicher, wie sich der Aufwand der Archivierung eigentlich zu ihrem potenziellen Nutzen verhält.

Es gibt aber neben dem Rettungsmotiv noch eine weitere Sinnquelle der Datenarchivierung, die aus der sozialen Organisation der Forschung stammt. Sinnvoll ist die Datenarchivierung in dem Maße, wie die Forschung insgesamt *arbeitsteilig* organisiert ist. Prototyp in den Sozialwissenschaften ist die international vergleichende Umfrageforschung. Wer repräsentative Aussagen über die Verhältnisse in zehn europäischen Ländern

machen will, braucht entweder einen personenstarken Forschungsverbund oder Zugriffsmöglichkeiten auf für bestimmte Fragen vergleichbare Datensätze aus den Nachbarländern. Die Vergleichsmöglichkeit mit ähnlichen Studien ist in der standardisierten Forschung aber noch aus einem anderen Grund ein hochrangiges Gut: nicht erst um die Reichweite von Datensätzen zu erhöhen, sondern schon um deren grundlegende Sinnschwäche zu beheben, braucht es den Vergleich. Isolierte numerische Daten über eine Population – sagen wir eine hochsignifikante Verteilung von 62 zu 38% der Befragten – besagen nichts, wenn man sie nicht in Relation zu anderen Populationen oder zu früheren Zuständen als »hoch« oder »niedrig« qualifizieren kann. Eines der Hauptmotive der Datenarchivierung entstammt dieser Sinnschwäche quantitativer Daten.

Die Ausgangslage qualitativer Daten ist hier genau entgegengesetzt. Anders als das Kreuz auf dem Fragebogen, das sich in der numerischen Aggregation zu einem bloßen Zählwert verflüchtigt, sind Anekdoten im Interview, Streitgespräche auf einer Tonaufzeichnung oder ein protokolliertes Dominanzverhalten von vornherein semantisch dicht, sie leiden nicht unter Sinnschwäche, sondern unter Sinnfülle. Sie haben viel zu viele Bedeutungen, als dass sie für die Forschung unkontextualisiert und unanalysiert – als Rohdatum – handhabbar wären. Während die Bedeutung einer Zahl als »viel« oder »wenig« nur durch einen Vergleich als ein »mehr« oder »weniger« hergestellt werden kann, kann die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung nur durch ihre Kontextierung hergestellt werden, also durch eine deutende Spezifikation der lokalen Bedingungen, unter denen sie getan wurde. Die wesentliche Leistung qualitativer Forschung liegt nicht in der Kumulation von Daten, sondern in der Reduktion der Datenkomplexität. Sie folgt hier einer anderen Logik als die standardisierte Forschung. Sie schließt nicht einer »Datengewinnung« deren Analyse an, sondern stellt in einer theorieorientierten Analyse den Wert bestimmter Informantenäußerungen *als Datum* erst her.

Was ist ein »Datum«?

Aber welchen Begriff des Datums setzen die Bemühungen zur Datenarchivierung eigentlich voraus? Die unkritische Übernahme der Datenarchivierung für die qualitative Forschung importiert auch einen Datenbegriff, des-

sen Passung noch gar nicht diskutiert worden ist. Es fehlt an einer differenzierten Diskussion der Eigenschaften, die unterschiedliche Datentypen haben. Das, was wir »Daten« nennen, sind Zeichen von sehr unterschiedlicher Qualität: Es sind Transkriptionen mündlicher Äußerungen, die bestimmte Informanten in hochspezifischen sozialen Situationen auf bestimmte Fragereize hin machen. Es sind hochselektive, minutenlange Videomitschnitte von Verhaltensweisen, die Personen in bestimmten Situationen in Anwesenheit einer Kamera an den Tag legen. Es sind schriftliche Äußerungen in einer Diskursöffentlichkeit, die für einen bestimmten Zeitraum, bestimmte Medien und eine spezifische Frage zu einem Korpus kompiliert wurden, usw.

Der unhandlichste Fall für den Datenbegriff der Datenarchivierung ist wohl die Ethnografie (Breidenstein et al. 2013). Es ist schwer zu sagen, was dort überhaupt als »Datum« gelten soll. Die Vorstellung eines kleinen, verlässlichen Sinnquantums, das sich aus seinem Kontext herauslösen, archivieren und unbeschädigt in den wissenschaftlichen Diskurs übertragen ließe, ist hier nicht recht anwendbar. Eine gute, zitierfähige Beschreibung, wie sie etwa Clifford Geertz (1973) vom balinesischen Hahnenkampf angefertigt hat, ist viel *mehr* als eine Sammlung von Daten, nämlich eine hochgradig interpretierte Darstellung eines Ausschnittes kulturellen Lebens. Die Beobachtungsprotokolle, die dieser Beschreibung zugrunde liegen, also eine Sammlung von einzelnen Szenen, sind ebenfalls *mehr*, als der Datenbegriff der standardisierten oder auch anderer qualitativer Verfahren zuließe: Sie sind zwar weniger idealtypisch als die Beschreibung, aber immer noch mehrfach editierte, interpretationsgebundene Darstellungen. Den Protokollen wiederum liegen *Fieldnotes* zugrunde. Diese muss man nun freilich in Verdacht haben, viel *weniger* als ein Datum zu sein. Die Ideosynkrasien ihrer situativen Produktion und ihre handschriftliche Form stehen ihrer produktiven Nutzung in der eigenen Forschung überhaupt nicht im Wege, aber sie machen sie für eine dekontextualisierte Nutzung durch andere unbrauchbar. Die Feldnotizen bekommen ihre Bedeutung nämlich nur in Interaktion mit dem körperlichen Gedächtnisspeicher – oder soll man sagen dem physiologischen »Datenarchiv« –, das ein Ethnograf in eine beobachtete Situation mitgebracht hat. Es sind die langfristig gemachten, kumulierten Erfahrungen in einem Feld, die den zusätzlich erzeugten Schriftspuren überhaupt erst ihren Sinn geben. Diese Erfahrungen sind gar keine Daten, aber sie sind wegen ihrer langfristigen kontinuierlichen Entstehungsgeschichte meist viel wichtiger als die hochselektiven technischen Aufzeich-

nungen einzelner Situationen, da sie Orientierungswissen und Deutungskompetenz in Bezug auf die technischen Aufzeichnungen verleihen. Was soll man also archivieren von den Forschungen einer Ethnografin? Ihre 20 technischen Mitschnitte, ihre 30 Interviewtranskripte, die Notizen der 50 informellen Gespräche, die sie führte, die 120 Notizzettel, auf denen ihre Handschrift soziale Praktiken festhielt, oder nicht besser doch – geeignete Scantechniken vorausgesetzt – ihr Gehirn?

Der Datenbegriff im Wort Datenarchivierung setzt einen Forschungsprozess voraus, den es in den meisten Fällen qualitativer Sozialforschung so gar nicht gibt. Dieser Prozess trennt eine bloße Erhebung und Aufbereitung von Daten von deren Analyse und Interpretation. Solche sinnarmen Daten kann man tatsächlich leicht archivieren, das heißt, dekontextualisieren. Das Gros der qualitativen Sozialforschung stellt dagegen ihre Daten erst *durch* ihre Analysen her.

Soviel zur Frage des archivarischen Sinns und Unsinn. Der wissenschaftliche Wert von Rohdaten für spätere Studien oder gar andere Disziplinen, wie sie sich der Wissenschaftsrat vorstellt, ist eine ungeprüfte Prämisse. Sie wäre erst einmal für einzelne Fächer, für spezifische Verfahren und sogar für einzelne Studien differenziert zu erörtern. Zur Zeit wird dieser wissenschaftliche Wert von den Fürsprechern der Datenarchivierung ohne jede Diskussion vorausgesetzt. Sie extrapolieren damit einfach nur einen bestimmten Fall empirischer Sozialforschung.

Nutzen gering, Schaden beträchtlich. Eine Güterabwägung

Es ist schwierig, zu den Empfehlungen des Wissenschaftsrates Stellung zu nehmen, ohne dass diese Diskussion über den Sinn und Unsinn der Datenarchivierung verfahrensspezifisch geführt worden ist, das heißt eine Diskussion über den potenziellen Nutzen, die potenziellen Schäden und den zeitlichen und finanziellen Aufwand, den eine Datenarchivierung für einen spezifischen Datentyp mit sich bringen würde. Vor dem Hintergrund der Diversität von Datentypen, die auf den Tagungen der Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung in den letzten zehn Jahren präsentiert wurden, lässt sich vorläufig – und noch ohne jede Berücksichtigung der Empfindlichkeit einzelner Forschungsfelder – folgende grobe Abschätzung

der potenziellen Kosten, Nutzen und Schäden durch Archivierung qualitativer Daten machen:

Datentypen	Potenzieller Nutzen	Potenzieller Schaden	Kosten/Aufwand
Biografische Narrationen	moderat	sehr groß	sehr groß
Leitfadeninterviews	themenabhängig	gering	moderat
Ethnografische Protokolle	sehr gering	sehr groß	sehr groß
Konversationsdaten	groß	groß	moderat
Videodaten	gering	sehr groß	sehr groß
Amtliche Dokumente	gering	sehr groß	sehr groß
Öffentliche Diskurse	eher gering	gering	gering

Grundsätzlich lautet die Einschätzung: Der Nutzen einer Archivierung qualitativer Daten ist weit geringer als der quantitativer Daten. Dafür ist der Schaden, den eine obligatorische Archivierung anrichten würde, enorm. Der Nutzen ist aus vier Gründen geringer:

1. Die Datenarchivierung dient in der standardisierten Forschung auch der Replizierbarkeit von Studien. Diese Anforderung folgt aus dem Gütekriterium der Reliabilität, also der personenunabhängigen Verlässlichkeit eines Datums, was eine grundsätzliche Vergleichbarkeit von Forschungssituationen impliziert. Eben diese ist in qualitativen Studien von vornherein ausgeschlossen und wird auch gar nicht angestrebt. Selbst die Wiederholung eines Interviews mit einem Informanten durch dieselbe Interviewerin im selben Wohnzimmer wäre ein anderes Interview. Selbst die Beobachtung derselben Schulklasse im selben Fach durch denselben Ethnografen wäre eine Beobachtung anderer Szenen. Es gibt einen unvermeidbaren Unikat-Charakter qualitativer Studien. Ihre Vertrauenswürdigkeit beruht auf ganz anderen Aspekten der Forschung als auf der Austauschbarkeit von Personen.
2. Überprüfbarkeit und Transparenz ließen sich durch die Datenarchivierung ebenfalls kaum steigern. Die einfache Zugänglichkeit von Datensätzen ist nur dann mit Transparenzgewinnen verbunden, wenn sich die kollegiale Kontrolle auf Einsicht in Indikatorenbildung und Operationalisierungen und auf ein »Nachrechnen« beschränkt. Die Qualitätskontrolle in der qualitativen Sozialforschung ist dagegen eine ausgedehnte

Prozesskontrolle: Sie beginnt mit der Deutungskontrolle durch die Informanten (am ausgeprägtesten in der Ethnografie), setzt sich fort mit der Konkurrenz von Lesarten in Datenanalyseteams, mit dem Zeigen von Daten in Publikationen, deren Deutungen Leser überzeugen oder nicht überzeugen, und endet natürlich (wie in der standardisierten Forschung) bei der Selektion durch Fachzeitschriften, die drucken oder ablehnen, und durch Leser, die zitieren oder vernachlässigen. Ein zusätzliches Kontrollangebot durch Einsicht in die Datenmassen, die einer Veröffentlichung zugrunde liegen, würde fast immer an knapper Aufmerksamkeit scheitern. Denn:

3. Studien mit geringer Fallzahl erzeugen eine um Vieles *größere* Datenmenge. Textdaten in der Biografieforschung füllen schnell Tausende von Seiten, eine exemplarische Videografie kann schnell 50 Terabites umfassen. Eine Orientierung in einem solchen Korpus kann von Dritten kaum geleistet werden, ohne dass man sie zu Kooperationspartnern des Projektes macht. Denn die primäre Leistung qualitativer Forschung liegt, wie gesagt, nicht in der Kumulation von Fällen, sondern in der Reduktion ihrer Komplexität.
4. Schließlich ist die Wiederverwertbarkeit qualitativer Daten auch dadurch stark eingeschränkt, dass sie durch ihre Dekontextualisierung meist ihren Sinn verlieren. Wenn man nicht weiß, *wer* es ist, der diese archivierte Äußerung *wem* gegenüber in *welcher* Situation im Kontext *welcher* Beziehungsgeschichte und institutionellen Einbettung *wann* getan hat, weiß man schlicht nicht, was diese Äußerung bedeutet. Wenn man aber umgekehrt jedes einzelne Datum für ein Archiv kontextualisiert, damit es für Dritte verstehbar wird, müsste die Forschung in manchen Fällen personell gedoppelt werden. Der Grund liegt, wie gesagt, im Forschungsdesign, das Datengewinnung und -analyse nicht separiert, sondern alternieren lässt.

Diese Gründe machen eine Archivierung qualitativer Daten nur für ein kleines Segment der Forschung überhaupt *potenziell* sinnvoll (etwa bei der Konversationsanalyse oder in Studien mit Leitfadeninterviews), für das Gros hätte sie eher musealen Wert. Die Wiederverwendbarkeitswahrscheinlichkeit ist insgesamt sehr gering. Trotzdem ist sie größer als Null. Ich sehe tatsächlich drei – bescheidene – Fälle:

1. Ein Datasharing für Lehrzwecke (Kretzer 2013) kann im Einzelfall durchaus sinnvoll sein. Wenn es sich um forschendes Lernen im Rah-

- men grundständiger Studiengänge handeln soll, wäre es allerdings absurd, nicht auch die Datengewinnung zu lehren und zu lernen, inklusive ihrer präzisen Spezifikation für die jeweils verfolgte Fragestellung.
2. In einigen Fällen kann auch eine Sekundärnutzung mancher Daten durchaus sinnvoll sein. Die bestehende soziale Praxis ist hier ein gelegentlicher Datenaustausch zwischen Projekten, in dem auf eine persönliche Anfrage Datensätze freundlich überlassen werden. Denkbar ist, diese – seltene – dezentrale Praxis in Eigenregie und auf der Basis von Vertrauens- und Kooperationsbeziehungen zu einer freiwilligen, zentralen Archivierung bestimmter Daten auszudehnen. Wer dies tut, nimmt allerdings einen erheblichen Aufwand der Bearbeitung seiner Daten in Kauf, denn man kann über einem konstant gehaltenen, qualitativen Datenkorpus, der für eine bestimmte Frage angelegt wurde, nicht einfach die Fragestellung »austauschen«. Es braucht dafür nicht nur eine umfassende Anonymisierung von Daten, sondern vor allem eine weit umfänglichere *Kontextierung* für die KollegInnen: Einleitungen, Verlinkungen, Erläuterungen, Kommentare, Aus- und Umarbeitungen von Daten, um diese überhaupt konservierbar, das heißt, unabhängig vom Gehirn des Produzenten zu machen. Der komplementäre Aufwand entsteht auch auf Seiten der Sekundärnutzer. Daher ist im Einzelfall zu fragen: Lohnen die Mühen der »Reanimation«, wenn die Produktion *neuer* Daten so einfach ist?
 3. Auch mögliche Gewinne der Datenarchivierung für die *Mixed Method* Forschung kann es durchaus geben. Aber die besondere Förderempfehlung des Wissenschaftsrats an die DFG hätte sich der Tatsache zu stellen, dass *Mixed Methods* zum einen nur einen kleinen Teil der empirischen Sozialforschung ausmachen; zum anderen, dass diese vorwiegend anwendungsbezogene Forschung sicher nicht zu den soziologischen Forschungsfronten gehört. Die avancierte quantitative Forschung braucht keine qualitative Ergänzung, sie sucht eher Befreiung davon, noch empirische Forschung sein zu müssen. Ihr Anliegen heißt Modellbildung und Simulation. Und die avancierte qualitative Forschung – etwa in der Narrations- oder Konversationsanalyse – braucht keine quantitative Ergänzung. Ihr Anliegen ist die theoriehaltige, multimodale Sinnrekonstruktion.

Soviel zum bescheidenen Nutzen. Der *Schaden* einer verallgemeinerten Datenarchivierung lässt sich dagegen klar benennen. Er liegt im Risiko einer Zerrüttung des Rapports, also des Vertrauensverhältnisses unserer Infor-

mantInnen zu uns. Dieses hängt zunächst wie in aller Forschung an einer förmlichen Zusicherung von *Anonymität*. Eine Anonymisierung umfanglicher und hoch kontextualisierter Daten ist aber entweder nur mit großem Aufwand und unter Verfälschung von Details (etwa in der Biografieforschung) möglich, oder es ist gar nicht möglich (wie bei Videodaten und wie bei allen Daten gegenüber Angehörigen), ohne dass die Daten ihre Aussagekraft und damit Analysefähigkeit verlieren.

Zur formalisierten Zusicherung kommt in qualitativer Forschung aber auch noch die Gestaltung eines Arbeitsbündnisses, das heißt, von Gesprächsbeziehungen. Das Problem, das hier auftaucht, ist, dass eine pauschalisierte Datenarchivierung schon die *Glaubhaftigkeit* unserer Anonymitätszusicherungen untergräbt. Viele InformantInnen lassen eine Aufzeichnung ihrer Äußerungen oder Verhaltensweisen nur dann zu, wenn man ihnen die Vorläufigkeit ihrer Speicherung zu unmittelbaren Analyse Zwecken zusichert: Nach der Auswertung werden Ton- und Bildspur von ihnen und zu ihnen gelöscht, so dass die Forschung sozial folgenlos bleibt – ein Desiderat, das besonders in empfindlichen Feldern (etwa im Privatleben, bei Angehörigen von Minderheiten, etwa Migranten, oder bei illegalen Praktiken) virulent ist. In diesem Sinne bemängelt der Ethikkodex der DGS zu Recht das Fehlen eines Zeugnisverweigerungsrechts für Sozialwissenschaftler.

Eine pauschalisierte Datenarchivierung würde diese Bedingung des Rappports grundsätzlich ändern. Aus forschungsethischen Gründen müssten wir die explizite Zustimmung unserer Informanten zur Archivierung ihrer Daten einholen. Wenn wir das aber tun, implantieren wir in den Aufbau einer Vertrauensbeziehung eine Publikationsdrohung. Ich würde zum Beispiel sinngemäß sagen:

»Guten Tag, ich komme von der Universität Mainz und forsche über Paarbeziehungen. Ich würde gern ein Interview zu Ihrer Ehe mit Ihnen führen. Die Daten würden selbstverständlich anonymisiert und im Prinzip auch vertraulich behandelt. Allerdings würden sie für die soziologische Öffentlichkeit archiviert, damit – Sie verstehen? – auch die Kolleginnen in Deutschland und im deutschsprachigen Ausland freien Zugriff auf sie haben. Wären Sie damit einverstanden?«

Ein Patient, dem man Risiken eines chirurgischen Eingriffs mitteilt, um sein informiertes Einverständnis zu erhalten, verzichtet fast nie auf eine Operation; ein Informant, den man auf Veröffentlichungsrisiken für sein Leben hinweist, hat nur einen Grund mehr, an einer Studie nicht teilzunehmen. Er darf die archivarische Verewigung und unkontrollierbare Öffnung

seiner Äußerungen für unbekannte Dritte als eine Art putativer ›Auslieferung‹ auffassen. Dieses Problem einer Schädigung des Arbeitsbündnisses mit den InformantInnen existiert in standardisierten Erhebungen so nicht, denn Standardisierung bedeutet auch, dass die Forschung alles tut, um sich gegen jene dichten Sozialbeziehungen abzupuffern, auf denen die qualitative Forschung gerade beruht. Es geht hier nicht um gewisse Einbußen in Rücklaufquoten, sondern um die Pflege der sozialen Basis der Forschung. Schon die öffentliche Diskussion um Archivierungsforderungen kann hier Schäden erzeugen, weil die Datenarchivierung in ihrem Grundgedanken einer ›Vorratsdatenspeicherung‹ entspricht, mit der sich Missbrauchssorgen verbinden. Dass die Sozialwissenschaften keine Geheimdienste sind, bedeutet nicht, dass sie von Informanten für so ›arglos‹ gehalten werden, wie sie sich selbst erscheinen, sondern, dass sie nicht so fest im Sattel sitzen wie die NSA. Diese Wissenschaften beruhen auf kündbaren Sozialbeziehungen. Ihr wertvollstes Gut sind nicht die einmal erlangten Daten, sondern die höchst labile Bereitschaft von Personen, auch zukünftig an sozialwissenschaftlichen Erhebungen teilzunehmen.

Das Hauptproblem einer flächendeckenden Datenarchivierung ist also, dass die Archivierung der Daten ihre *Produktion* untergraben kann. Das zentrale Problem ist nicht, dass die Archivierung unseren *Informanten* schaden kann – und dies ist bereits ein beträchtliches Problem –, sondern dass sie deren Vertrauen so untergräbt, dass dies unserer *Forschung* schaden kann.

Fazit

Die Sekundärnutzung von Daten der qualitativen Sozialforschung ist ein Anliegen, das nur in Teilen dieser Forschung überhaupt begrenzt sinnvoll ist.² Um es umzusetzen, wird man einen Aufwand treiben müssen, der diesen Sinn stark relativiert. Wenn die Datenarchivierung aber zur Regelanforderung an qualitative Sozialforschung wird, dann setzt sie die primäre Erzeugung solcher Daten aufs Spiel.

2 Auszuloten ist hier die Entwicklung von Archivdaten angemessenen Forschungsfragen. Welche qualitativen Längsschnittdesigns sind denkbar? Könnte man einige Privatleute Egodokumente fürs Archiv erzeugen lassen, so wie sie ihre Körper postmortal für Forschungszwecke freigeben?

Wie steht es vor diesem Hintergrund mit den zwei eingangs genannten Gründen des Wissenschaftsrates für die Datenarchivierung? Dessen Empfehlung, die Erhebung und Publikation von Daten als eigenständige Forschungsleistung anzuerkennen, ist aus Sicht der qualitativen Sozialforschung absurd. Das Aufstellen von Kameras, die Durchführung, Aufzeichnung und Transkription von Gesprächen mit zigtausenden von Seiten Datenmaterial ist wie die Totalerhebung von Fernsehproduktionen eine wissenschaftlich sinnlose Hilfstätigkeit. Sie mit Geldmitteln zu fördern, überschätzt die knappste Ressource in der Wissenschaftskommunikation: die Aufmerksamkeit von Lesern.

Die Empfehlung, bei der Konzeption, Beantragung und Bewilligung von Projekten personelle Kapazitäten für die Datenarchivierung einzuplanen, kann man entweder als eine Aufforderung an die DFG sehen, qualitativer Forschung pauschal einen Datenarchivierungs-Overhead einzuräumen, der die aufwändige Anonymisierung und Kontextierung unserer Daten finanziert. Oder man betrachtet die flächendeckende Datenarchivierung als eine zu vermeidende Mittelverschwendung. Richard Münch (2007) hat darauf aufmerksam gemacht, dass es bereits einen Zielkonflikt zwischen der Publikation und der *Beantragung* von Projekten gibt. Die zur Bedienung von Produktivitätsindikatoren »herausgehauenen« Anträge gehen auf Kosten dessen, was man noch aus der Forschung publizieren kann. Eine Archivierungspflicht würde diese Zeitbudgetproblematik verschärfen. Wenn nach den Wissenschaftsevaluierern nun auch die Bibliothekare ihre Standards durchsetzen, dann wird die als Ressourcenschonung gedachte Datenarchivierung in eine große Zeit- und Geldverschwendung münden. Wer hat daran ein Interesse?

Es gibt keinen Grund für eine Fetischisierung von Daten. Weder besteht der Sinn von Sozialforschung in der Analyse von Daten – er besteht in der Analyse sozialer Situationen, Prozesse und Strukturen *mithilfe* von Daten. Noch besteht der Sinn von Forschung in der Produktion von Daten, er besteht in der Produktion von Publikationen, in denen Begriffe gebildet und Zusammenhänge *anhand* von Daten verstanden und erklärt werden. Dass dabei (wie bei anderen Konsumprozessen) auch Unmengen an »Abfall« entstehen, ist kein Schaden. Im Gegenteil: Es ist ein Segen, dass die meisten Daten nach ihrer Gewinnung und analytischen Verarbeitung aus unserem Gedächtnis und unseren Dateien verschwinden. Das macht den Kopf frei für die Erfindung neuer und besserer Forschungsfragen.

Literatur

- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., Nieswand, B., 2013: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK, UTB.
- Geertz, C., 1973: Deep Play – Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf. In C. Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 202–260.
- Heaton, J., 2004: Reworking Qualitative Data. London: Sage.
- Huschka, D., Knoblauch, H., Oellers, C., Solga, H. (Hg.) 2013: Forschungsinfrastrukturen für die qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Knoblauch, H., Solga, H., 2011: Thesen zur Handhabung quantitativer und qualitativer Daten in Forschungsinfrastrukturen der Sozialwissenschaften. RatSWD Working Paper Nr. 190. www.ratswd.de/download/RatSWD_WP_2011/RatSWD_WP_190.pdf (letzter Aufruf 20.3.2014).
- Kretzer, S., 2013: Vom Nutzen des Datasharing für die Lehre in der qualitativen Sozialforschung. In D. Huschka, H. Knoblauch, C. Oellers, H. Solga (Hg.), Forschungsinfrastrukturen für die qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, 153–164.
- Mauthner, N., Parry, O., 2013: Open access digital data sharing: policies, principles and practices. *Social Epistemology*, 27. Jg., Heft 1, 47–67.
- Münch, R., 2007: Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosenthal, G., 2013: Was geschieht mit unseren Daten? Ein Plädoyer für eine Diskussion über die Möglichkeiten der Sekundärnutzung von autobiographischen Materialien. Newsletter / Rundbrief Nr. 64 der Sektion Biographieforschung der DGS, 44–45.
- Wissenschaftsrat 2012: Empfehlungen zur Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Informationsinfrastrukturen in Deutschland bis 2020. www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2359-12.pdf (letzter Aufruf 20. März 2014).

Top Ten Soziologie

Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben?

Jürgen Gerhards

Die Anzahl wissenschaftlicher Publikationen nimmt nicht nur in der Soziologie kontinuierlich zu. Diese Entwicklung hat mehrere Gründe. Zum einen ist die Anzahl derer, die professionell Soziologie betreiben, im Zeitverlauf gestiegen. Zum Zweiten hat der Druck zugenommen, all das, was gedacht und vorläufig verschriftet wurde, auch zu publizieren, da die Anzahl an Publikationen als Indikator für die Leistung und die Leistungsfähigkeit von Personen und Institutionen mit der Zeit an Bedeutung gewonnen hat. Manches, was früher getrost in der Schublade verschwand, erblickt heute das Licht der Öffentlichkeit. Zum Dritten wurden die technischen Möglichkeiten der Produktion und der Distribution von Texten revolutioniert. Das Ersetzen der Schreibmaschine durch den Computer hat das Abfassen von Texten und die Kooperation zwischen verschiedenen Autoren eines Textes rasant beschleunigt. Die Herstellungskosten von Büchern sind durch die Möglichkeit, Manuskriptdateien unmittelbar in Druckformatvorlagen zu übersetzen und damit den arbeitsaufwendigen Arbeitsschritt des Drucksatzes zu überspringen, rapide gesunken. Die Möglichkeit, Zeitschriften und Bücher online zu publizieren, sei es als *open access* oder gegen Gebühr, hat die Kosten der Herstellung weiter gesenkt und den potentiellen Radius der Verbreitung radikal erweitert.

Neben einer Zunahme soziologischer Publikationen lässt sich im Zeitverlauf ein Prozess der zunehmenden thematischen Differenzierung beobachten. Die Entwicklung der Anzahl der Sektionen der Fachgesellschaften (zum Beispiel innerhalb der American Sociological Association oder der Deut-

schen Gesellschaft für Soziologie), die Vermehrung der Bindestrichsoziologien und die Explosion der spezialisierten Fachzeitschriften sind Indikatoren für diesen Prozess der Zunahme der Spezialisierung. Folgt man Émile Durkheims Theorie der Arbeitsteilung, dann hängen beide Prozesse, die zunehmende Zahl an Publikationen und die wachsende Spezialisierung, ursächlich zusammen: Die Erhöhung der Dichte an Akteuren und Veröffentlichungen fördert die Konkurrenz und führt zu einer Ausdifferenzierung von thematischen Feldern, theoretischen Nischen und methodischer Expertise.

Die Zunahme der Zahl von Publikationen und der thematischen Spezialisierung macht es allerdings immer schwieriger zu verfolgen, was alles publiziert wird und vor allem zwischen qualitativ guten und schlechten Texten zu unterscheiden. Dies mag für die Forschung, in der sich viele auf eine bestimmte Nische spezialisiert haben, weniger bedeutsam sein als für die Lehre, in der es zum Teil auf die Vermittlung von Kenntnissen über das Fach insgesamt ankommt. Hier stellt sich die Frage nach den Autoren und Texten, die Studierende der Soziologie auf jeden Fall kennen sollten, in besonderer Weise. Gibt es einen Bestand an Autoren und Texten der Soziologie, der jenseits aller Spezialisierungen als verbindlicher Kanon gelten kann?

Um mich bei der Auswahl von Texten, die einen solchen Kanon ausmachen könnten, nicht auf die eigenen idiosynkratischen Vorlieben zu verlassen, habe ich eine kleine Erhebung unter 32 Kolleginnen und Kollegen gestartet und diese gefragt, welche Texte sie zu den besten der Soziologie zählen würden. Die Antworten auf diese Expertenbefragung seien im Folgenden kurz dargestellt.¹

Methodische Vorbemerkung

Die Kolleginnen und Kollegen wurden gebeten, die zehn besten soziologischen Texte auszuwählen, die sie in einem Lektüreseminar »Top Ten Soziologie« im Fach Soziologie diskutieren würden. Der genaue Wortlaut des Anschreibens lautete:

»Liebe Kolleginnen und Kollegen, ähnlich wie die Forschung scheint auch das Lehrangebot im Fach Soziologie immer fein differenzierter zu werden. Ich möchte

¹ Ich bedanke mich bei Inga Ganzer, die alle Angaben vervollständigt, systematisiert und tabellarisch zusammengestellt hat, und natürlich bei den Kolleginnen und Kollegen, die sich die Zeit genommen haben, mir ihre zehn soziologischen Favoriten zu nennen.

im nächsten Semester ein Seminar anbieten, das man mit dem Titel »Top Ten der Soziologie« umschreiben kann. Hier sollen diejenigen soziologischen Texte behandelt werden, die sich wirklich lohnen, gelesen zu werden und dies ganz unabhängig von der Frage, zu welcher Theorierichtung der Text gehört bzw. zu welcher Bindestrich-Soziologie er passt. Da ich mich bei der Auswahl der Texte nicht auf meine eigenen Vorlieben und Idiosynkrasien verlassen möchte, starte ich hiermit eine kleine Erhebung unter Kolleginnen und Kollegen. Meine Frage ist: Welche Texte würden Sie als die wichtigsten soziologischen Texte identifizieren? Dies müssen nicht zehn Texte sein, es können weniger, aber auch mehr sein.«

Diese allgemeine Anfrage wurde durch folgende Anmerkungen etwas genauer spezifiziert.

- 1.) Das Fach »Soziologie« würde ich hier sehr weit fassen. Texte von Politikwissenschaftlern, Ökonomen oder Anthropologen würde ich mit einschließen wollen, wenn Sie diese denn für die Soziologie als zentral erachten.
- 2.) Texte von Klassikern sollten nur dann genannt werden, wenn der jeweilige Text auch heute noch von Relevanz ist und nicht aus soziologiehistorischen Überlegungen heraus.
- 3.) Bei den Texten kann es sich um theoretisch-konzeptionelle Texte handeln oder um empirische Texte. Bei den empirischen Texten sind sowohl quantitative als qualitative Analysen eingeschlossen.

Von den 32 angeschriebenen Kolleginnen und Kollegen haben sich 23 an der kleinen Befragung beteiligt. Bei allen handelt sich um Hochschullehrer/-innen und in aller Regel um Professorinnen und Professoren, die schon länger in der Soziologie tätig sind und auch eine gewisse Reputation im Fach genießen. Manche von denen, die geantwortet haben, haben weniger als zehn Texte angegeben, andere haben die Zahl von zehn Texten leicht überschritten. Einige der Befragten waren mit der Frageformulierung nicht zufrieden und bemängelten, dass man die Frage so allgemein nicht beantworten könne, gerade weil die Soziologie in verschiedene Bindestrichsoziologien ausdifferenziert sei. Trotz der Kritik haben sie sich aber an der Befragung beteiligt. Unsicherheit bestand bezüglich der Frage, ob man ganze Bücher oder nur kürzere Texte angeben sollte. Beides war möglich. Viele bibliographische Angaben wurden unvollständig gemacht, die genannten Titel waren aber eindeutig zu identifizieren.

Ergebnisse

Insgesamt wurden 124 verschiedene Autoren genannt. Diese reichen von A wie Margret Archer mit ihrem Buch »Culture and Agency« bis hin zu W wie Erik Wright und seinem Buch »Class Counts«. Da von den verschiedenen Autoren unterschiedliche Titel genannt werden konnten, ist die Anzahl der genannten Titel etwas höher als die Anzahl der Autoren der Titel. Insgesamt wurden 164 verschiedene Werke genannt. Die folgende Tabelle gibt nur die am häufigsten genannten Texte wieder sowie die Anzahl ihrer Nennung.²

Die wichtigsten soziologischen Werke sortiert nach Häufigkeit der Nennungen

Rang	Autor	Titel (<i>Erscheinungsjahr, Publikationssprache</i>)	Nennungen
1	Pierre Bourdieu	Die feinen Unterschiede (1979; <i>franz.</i>)	10
2	Robert K. Merton	Social Theory and Social Structure (1949; <i>engl.</i> ; <i>dt.</i> : <i>Soziologische Theorie und soziale Struktur</i> , 1998)	9
3	Peter L. Berger, Thomas Luckmann	Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit (1969; <i>engl.</i>)	6
4	Max Weber	Wirtschaft und Gesellschaft (1904/1905; <i>dt.</i>)	6
5	Norbert Elias	Über den Prozess der Zivilisation (1939; <i>dt.</i>)	5
6	Mark Granovetter	The Strength of Weak Ties (1973; <i>engl.</i>)	5
7	Max Weber	Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (1921/1922; <i>dt.</i>)	5
8	James Coleman	Foundations of Social Theory (1990; <i>engl.</i> ; <i>dt.</i> : <i>Grundlagen der Sozialtheorie</i> , 1991)	4
9	Emile Durkheim	Der Selbstmord (1879; <i>franz.</i>)	4
10	Emile Durkheim	Die elementaren Formen des religiösen Lebens (1912; <i>franz.</i>)	4
11	Mancur Olson	Die Logik des kollektiven Handelns (1965; <i>engl.</i>)	4

Wie lassen sich die Ergebnisse interpretieren?

² Unter folgender Adresse findet sich eine zusätzliche Tabelle, die nach Autoren und nicht nach angegebenen Werken gegliedert ist und zudem alle Autoren und deren Werke umfasst: www.polsoz.fu-berlin.de/soziologie/arbeitsbereiche/makrosoziologie/mitarbeiter/lehrstuhlinhaber/juergen_gerhards.html.

Geringer Grad der Kanonisierung und Paradigmatisierung der Soziologie

Die Verteilung der genannten Autoren und Schriften ist durch eine sehr hohe Streuung gekennzeichnet. Die Streuung manifestiert sich in der schieren Menge der genannten Texte und in der geringen Konzentration auf wenige Autoren und Schriften, so dass schon vier Nennungen ausreichen, um einen Platz unter den Top Ten der besten Werke zu erreichen. Um in die Gruppe der besten zehn Autoren zu gelangen, reichen fünf Nennungen aus. Einen Konsens im Hinblick auf einen Kanon von Texten, der als verbindlich erachtet werden kann, gibt es kaum. Der geringe Grad der Kanonisierung zeigt sich aber auch im Hinblick auf die Inhalte und Schulen, für die die genannten Texte jeweils stehen. So schafft es das Buch »The Social Construction of Reality« von Peter Berger und Thomas Luckmann, das für eine verstehend orientierte Wissenssoziologie steht, ebenso in die Top Ten wie Colemans »Foundations of Social Theory«, das eine analytische Theorie der rationalen Wahl repräsentiert. Diese inhaltliche Streuung geht nicht nur auf die Tatsache zurück, dass ich Personen angeschrieben hatte, die man selbst unterschiedlichen Schulen der Soziologie zuordnen kann. Für die meisten, wenn auch nicht alle, Befragten gilt, dass sie Texte aus unterschiedlichen theoretischen Schulen angegeben haben, auch wenn sie selbst eher einer bestimmten Schule zuzuordnen sind.

Thomas S. Kuhn spricht in seinem Buch »The Structure of Scientific Revolutions« bekanntlich von einer reifen Wissenschaft, wenn sie über ein Paradigma verfügt. Dazu gehört auch ein Fundament an Texten und Autoren, auf dem das Fach aufruhet und über das es zwischen den Experten Konsens gibt. Die empirischen Befunde der kleinen Umfrage legen für die Soziologie eher die Kuhnsche Zuschreibung einer »Protowissenschaft« nahe.

Orientierung an den Klassikern

Neben der hohen Streuung der angegebenen Titel ist der Vergangenheitsbezug das zweite auffallende Merkmal. Vier von den in der Tabelle aufgelisteten Texten sind immerhin mehr als oder fast 100 Jahre alt, acht sind vor mehr als 40 Jahren geschrieben worden und damit vor der Expansion der Soziologie an deutschen Universitäten, die mit Beginn der 1970er Jahre einsetzt. Das Buch von James Coleman, das immerhin auch schon vor 24 Jahren veröffentlicht wurde, ist der jüngste Text, der es in die Top Ten geschafft hat.

Ich hatte in dem Anschreiben betont, dass man Texte von Klassikern nicht aus soziologiehistorischen Überlegungen heraus nennen sollte, sondern

nur, wenn der jeweilige Text auch heute noch von Relevanz ist. Davon ausgehend, dass die befragten Experten diesen Kommentar ernst genommen haben, ist man erstaunt, in welchem Maße die Soziologie nach Meinung der befragten Experten weiterhin an den Klassikern orientiert sein soll, obwohl einige der dort ausgearbeiteten Thesen sich als falsch bzw. als sehr umstritten erwiesen haben. Die Identitätsbildung des Fachs erfolgt offensichtlich weniger durch eine Paradigmatisierung als durch die Rückbesinnung auf die Vergangenheit, durch eine *invention of tradition*.

Zugleich fragt man sich, welches die Relevanz der ungeheuren Vielzahl und exponentiell gewachsenen Anzahl an Büchern und Aufsätzen aus jüngeren Jahren ist. Offensichtlich wird dieser breite Korpus an Texten als weniger relevant erachtet.

Internationalität

Von den Büchern und Artikeln, die es in die Hitparade schaffen, sind drei Texte im Original auf Deutsch verfasst worden, drei auf Französisch und fünf auf Englisch. Schaut man sich die Liste der erwähnten Werke insgesamt an, dann sieht man, dass die französischen Texte zwar in den Top Ten gut repräsentiert sind, ansonsten aber eine geringe Rolle spielen. Wie der online verfügbare Anhang zeigt, ist der Grad der Internationalität der angegebenen Bücher insgesamt recht hoch. Der Begriff der Internationalität ist hier wie in anderen Zusammenhängen dabei eher irreführend, weil es sich im Kern um Texte handelt, deren Autoren aus dem angloamerikanischen Raum kommen. 47% der genannten Texte sind englischsprachig. Allerdings sind einige der deutschen Texte Übersetzungen aus anderen Sprachen. Nimmt man die Sprache des Originaltextes als Ausgangsbasis, beträgt die Internationalisierung ca. 70% (60% englisch, 10% französisch). Etwa 30% der Texte sind ursprünglich in deutscher Sprache erschienen.

Vergleichbarkeit der Befunde

Einer der befragten Kollegen hatte mich darauf hingewiesen, dass die International Sociological Association im Vorfeld des ISA World Congress of Sociology in Montreal (1998) eine ähnliche Befragung durchgeführt hatte, die mir bisher nicht bekannt gewesen war. ISA-Mitglieder wurden

gefragt, welche fünf Bücher des 20. Jahrhunderts die einflussreichsten für ihre Arbeit waren. 16% der ISA-Mitglieder (455 von 2.785) haben an der Umfrage teilgenommen. Die Frageformulierung unterscheidet sich in mehreren Punkten von der, die meiner kleinen Erhebung zugrunde liegt. Zum einen hat die ISA nur nach Büchern gefragt, zum Zweiten konnte man nur fünf Texte angeben und zum Dritten ging es nicht darum, eine Auswahl für Studierende zu treffen, sondern die Bücher zu nennen, die die Befragten selbst sehr stark beeinflusst haben. Die Befragten wurden zusätzlich gebeten, die Sprache, in der sie Soziologie studiert hatten, anzugeben: 65,3% nannten Englisch, 18,7% Deutsch, 18,3% Französisch, 7,4% Spanisch und die restlichen Prozente verteilen sich auf andere Sprachen. Da manche Befragte zwei Sprachen angegeben hatten, geht die Gesamtsumme leicht über 100% hinaus. Die prozentuale Verteilung der Sprachen zeigt aber, dass sich an der ISA-Befragung in erster Linie englischsprachige und das heißt, anglo-amerikanische Kollegen beteiligt haben.

Trotz der Unterschiede in der Frageformulierung und in der Konzentration der Texte allein auf Bücher lassen sich die Ergebnisse mit den Befunden der eigenen kleinen Umfrage zumindest partiell vergleichen.

Top Ten der wichtigsten soziologischen Bücher nach einer Befragung der ISA von 1997.

Rang	Autor	Werk	Nennungen
1	Max Weber	Economy and Society	95
2	C. Wright Mills	The Sociological Imagination	59
3	Robert K. Merton	Social Theory and Social Structure	52
4	Max Weber	The Protestant Ethic and the Spirit of Capitalism	47
5	Peter L. Berger, Thomas Luckmann	The Social Construction of Reality	45
6	Pierre Bourdieu	Distinction: A Social Critique of the Judgment of Taste	43
7	Norbert Elias	The Civilizing Process	30
8	Jürgen Habermas	The Theory of Communicative Action	29
9	Talcott Parsons	The Structure of Social Action	28
10	Erving Goffman	The Presentation of Self in Everyday Life	25

Quelle: http://www.isa-sociology.org/books/vt/bkev_000.htm

Vergleicht man die Top Ten der ISA-Befragung und mit den Ergebnissen der eigenen Erhebung, dann fallen die Befunde recht ähnlich aus.

Auch in der ISA-Befragung zeigt sich eine enorme Streuung bzw. eine geringe Konzentration der Antworten. Es gelingt einem Buch bereits mit 25 Nennungen – bei 455 Befragten, die jeweils fünf Bücher nennen konnten – einen Platz in der Liste der Top Ten zu ergattern. Auch für die ISA-Befragung gilt der Befund, dass es nur einen geringen Konsens darüber gibt, was in der Soziologie wichtig ist.

Die Orientierung an soziologischen Klassikern springt auch bei der ISA-Befragung ins Auge. Eine geringe Paradigmatisierung des Fachs geht auch hier einher mit einer Orientierung an der eigenen Tradition.

Am interessantesten scheint mir aber die hohe Übereinstimmung bezüglich der genannten Titel zu sein. Sechs Werke schaffen es in beiden Listen in die Top Ten: zwei Bücher von Max Weber sowie Norbert Elias, Robert K. Merton, Peter Berger und Thomas Luckmann und Pierre Bourdieu. Bezüglich der anderen Titel und Autoren gibt es ebenfalls eine große Übereinstimmung, wenn man sich die weiteren Rangplätze anschaut (s. Fußnote 2). Von dieser Regel gibt es eine Ausnahme. Charles Wright Mills spielt bei den deutschen befragten Soziologen so gut wie keine Rolle und wird nur einmal aufgeführt.

Ausblick

Die Ausführungen in den vorangegangenen Abschnitten erheben keinen besonderen analytischen Anspruch, sie sind in erster Linie deskriptiver Natur. Die ursprüngliche Intention, Aufschluss über den Kanon der zehn wichtigsten soziologischen Texte zu erhalten, die Studierende der Soziologie kennen sollten, lässt sich durch die Ergebnisse der kleinen Befragung nur partiell realisieren, weil die Nennungen der Texte und Autoren zu wenig zentriert und die Streuung zu hoch ist. Zugleich enthalten die Angaben aber Hinweise auf wirklich lesenswerte einzelne Bücher bzw. Artikel.³

Auch wenn die Datengrundlage für eine wissenschaftssoziologische Interpretation der Ergebnisse etwas dünn ist, geben die Befunde doch einige Hinweise darauf, dass es mit einer Paradigmatisierung der Soziologie und einer Akkumulation von Erkenntnissen nicht gut bestellt ist. Manche Kol-

3 Die gesamte Tabelle kann entsprechend auch für Andere als Inspirationsquelle dienen.

leginnen und Kollegen mögen dies als erwartbar und in der Natur des Fachs liegend interpretieren, weil sie die Soziologie als eine Geisteswissenschaft verstehen, die sich grundsätzlich nicht paradigmatisieren lässt. Ich persönlich teile diese Einschätzung nicht und bin immer wieder erstaunt über die nicht kontrollierte Vielfalt an schlechten soziologischen Publikationen, den geringen Erkenntnisfortschritt im eigenen Fach und das beharrliche Treten auf der Stelle. Man muss den alten, wissenschaftstheoretischen Streit über das Wesen der Soziologie aber nicht neu entfachen, sondern kann vielleicht ein paar pragmatische und professionspolitische Schlussfolgerungen ziehen. Angesichts der explodierenden Anzahl an Publikationen mit und (in der Soziologie vor allem) ohne Qualitätskontrolle, täte das Fach gut daran, auch und vor allem im Interesse der Studierenden, einen Kanon an wirklich lesenswerten Texten zu bestimmen.

Die Ergebnisse der kleinen Umfrage könnte man zum Anlass nehmen, eine breitere Befragung innerhalb der DGS durchzuführen. Dabei scheint es mir sinnvoll zu sein, die allgemeine Frage nach den wichtigsten Texten der Soziologie durch mehrere Unterfragen zu spezifizieren. Die Differenzierung sollte nicht entlang thematischer Felder der Soziologie (z.B. Industrie-, Bildungs- oder Migrationssoziologie) erfolgen, sondern quer zu diesen liegen und unter anderem folgende Bereiche erfassen: 1) wissenschaftstheoretische Fundierung der Soziologie, 2) soziologische Theorien und Hypothesen, die sich bewährt haben, 3) vorbildliche Studien aus dem Bereich der quantitativen Forschung sowie 4) vorbildliche Studien aus dem Bereich der qualitativen Forschung.⁴

4 Die Bereiche könnte man durch folgende Fragen operationalisieren: 1) Welche konzeptionellen Texte, in denen die wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Soziologie definiert werden, halten Sie für unverzichtbar? Nennen Sie bitte maximal fünf Texte. 2) Gibt es nach Ihrer Ansicht allgemeine soziologische Theoreme und Hypothesen, die sich bewährt haben? Und wenn ja, können Sie diesbezüglich fünf Autoren und Texte nennen, die Studierende auf jeden Fall kennen sollten? 3) Welche empirischen Studien, die mit Hilfe von quantitativen Methoden durchgeführt wurden, halten Sie für vorbildlich? Nennen Sie maximal fünf Texte. 4) Welche fünf empirischen Studien, die mit Hilfe von qualitativen Methoden durchgeführt wurden, halten Sie für vorbildlich? Gunnar Otte (Universität Mainz) hat eine bis dato nicht veröffentlichte Expertenbefragung zu lesenswerten qualitativen und quantitativen Studien durchgeführt, an der man sich bezüglich der letzten beiden Fragen orientieren kann.

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Thomas Aigner, Augsburg
Dipl.-Soz. Enno Aljets, Bremen
Prof. Dr. Petra Arenberg, Riedlingen
Ass.-Prof. Wolfgang Aschauer, Salzburg
Dipl.-Soz. Christian Baier, Bamberg
Dipl.-Soz. Jonas Barth, Oldenburg
Dr. phil. Thomas Barth, Jena
Dr. des. Michael Beck, St. Gallen
Sophia Becker, Stuttgart
David Beer, M.A., Halle an der Saale
Christoph Bernhard, Nürnberg
Dr. Tanja Bogusz, Berlin
Dr. Christian Brzinsky-Fay, Berlin
Elena Vivian Buck, Leipzig
Paul Buckermann, Paderborn
Prof. Dr. Louis Chauvel, Walferdange
Sabrina Dahlheimer, M.A., Tübingen
Dipl.-Soz. Tina Denninger, Berlin
Dr. Dorothee Dersch, Hamburg
Dr. Elisabeth Donat, Salzburg
Dr. phil. Claudia Equit, Dortmund
Dr. Martina Erlemann, Berlin
Dipl.-Soz. Julia Feiler, München
Andreas Folkers, M.A., Frankfurt am Main
Bernhard Forchtner, Ph.D., Berlin
Dipl.-Reh.-Päd. Stefanie Frings, München
Gerrit Fröhlich, M.A., Trier
Dipl.-Soz. Sonja Fückler, Bremen
Lara Gfrerer, M.A., Berlin
Dr. Judith Glaesser, Durham
Dr. des. Thomas Goes, Berlin
Dr. Andreas Göttlich, Konstanz
Ursula Greil, München

Dr. Matthias Gronholz, Freiburg im Breisgau
Fabian Gülzau, M.A., Bremen
Dipl.-Soz. Sebastian Günther, Halle an der Saale
Prof. Dr. Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Gießen
Prof. Dr. Harald Heinrichs, Lüneburg
Dr. phil. Jana Heinz, München
Dr. Markus Helfen, Berlin
Emanuel Herold, Bremen
Dipl.-Soz. Florian Hertel, Bremen
Dr. Andreas Herz, Hildesheim
Dipl.-Soz. Sylvia Hils, Bremen
Chariklia Höfig, M.A., Potsdam
Dr. Christop Hohage, Dortmund
Katharina Hoppe, M.A., Frankfurt am Main
Michael Höttemann, Marburg
Silke Jakob, Viernheim
Anna Lucia Jocham, Berlin
Dr. Lisa Knoll, Hamburg
Dr. Philipp Korom, Köln
Maik Krüger, M.A., Tübingen
Prof. Dr. Thomas Kunz, Frankfurt am Main
Dr. rer. pol. Henrik Lebuhn, Berlin
Torsten Lietzmann, Nürnberg
Knut Linke, Hameln
Dipl.-Soz. Jule-Marie Lorenzen, Berlin
Frank Luck, Basel
Dr. Bettina Mahlert, Aachen
Dr. Britta Matthes, Nürnberg
Christiane Meiner, M.A., Dortmund
Dr. des. Katja Mielke, Bonn
Dr. Katharina Miko, Wien
Dipl.-Soz. Stephanie Moldenhauer, Osnabrück
Dr. Nils Müller, Oldenburg
Dipl.-Soz. Dörte Negnal, Berlin
Juliane Pehla, M.A., Potsdam
Dipl.-Soz. Katja Rackow, Neubrandenburg
Sarah Rempe, M.A., Hagen
Leopold Ringel, M.A., Düsseldorf

Prof. Dr. Dieter Rink, Leipzig
Dipl.-Geogr. Verena Rossow, Düsseldorf
Dr. Alexandra Scheele, Cottbus
Dr. rer. pol. Thomas Martin Schimmel, Berlin
Dr. Larissa Schindler, Mainz
Dr. Uta Schirmer, Göttingen
Dipl.-Soz. Anna Schleisiek, Karlsruhe
Dr. Thomas Schlösser, Köln
Dipl.-Soz.tech. Lisa-Marian Schmidt, Berlin
Dr. Tanja Schmidt, Berlin
Peter Schulz, M.A., Jena
Prof. Dr. Helen Schwenken, Kassel
Dipl.-Psych. Jessica Schwittek, Wuppertal
Martin Sehmisch, M.A., Kassel
Dr. Tim Seidenschnur, Würzburg
Dr. Sebastian Sevignani, Jena
Dorthe Siegmund, M.A., Neubiberg
Joanna Jadwiga Sienkiewicz, M.A., Bielefeld
Dr. Frank Sowa, Nürnberg
Kinga Szabo, M.A., Fürth
Dr. rer. soc. Marc Türnau, Deggendorf
Bettina Ülpenich, M.A., Wuppertal
Dr. Gerlinde Vogl, Berlin
Désirée Waibel, M.A., Bremen
Dipl.-Soz. Kristina Walden, Marburg
Gitte Wehming, Berlin
Dipl.-Soz. Martin Wiediger, Griesheim
Basil Wiese, M.A., Eichstätt
Prof. Dr. Christine Wiezorek, Gießen
Martin Winter, M.A., Aachen
Dipl.-Soz. Doreen Zillmann, Bamberg

Neue studentische Mitglieder

Frerk Blome Bielefeld
Prem Borle, Berlin
Folke Brodersen, Göttingen

Sina Fabian, Trier
Jonas Fedders, Neu-Isenburg
Maria Görlich, Hamburg
Sebastian Grieser, Bielefeld
Malte Hilker, Berlin
Raphael Kohl, Marburg
Britta Maskow, Chemnitz
Sebastian Matysek, Bielefeld
Wolfgang Merx, Bedburg
Roshanak Roshan Bin, Berlin
Markus Rudolphi, Jena
Bastian Schenker, Stuttgart
Melanie Schleicher, Kassel

Austritte

Dr. phil. Dierk Borstel, Bielefeld
Dr. Wilhelm Breuer, Köln
Daniela Daph, Magdeburg
Martina Ganß, M.A., Chemnitz
Claudia Garber, Schwäbisch-Gmünd
Dipl.-Soz. Claudia Göbel, Mannheim
Dr. phil. Anke Höhne, Hamburg
Saliha Kubilay, Essen
Dorota Losch, Frankfurt am Main
Sina Motzek, Kassel
Markus Müller, München
Rabea Nebe B.A. Ahnatal
Katie Rodgers, Tübingen
Julian Schellong, Friedrichshafen
Dipl.-Soz.Wiss. Christian Thönel, Schwerin

Verstorben

Dr. Ulrike Pörnbacher, Köln

Sektion Alter(n) und Gesellschaft

Tagung »Techniken und Technologien für ein gelingendes Leben im Alter – Lebenschancen und Lebensperspektiven« am 4. und 5. April 2014 an der Hochschule für Soziale Arbeit der FHNW Olten (Schweiz)

Die in Kooperation mit dem Institut Integration und Partizipation (IIP) der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz in Olten veranstaltete Frühjahrstagung 2014 der Sektion Alter(n) und Gesellschaft nahm sich der Problematik der »doppelten demographischen Alterung« (steigende Lebenserwartung bei niedrig bleibender Geburtenrate) an. Dabei wurden Techniken und Technologien nicht einzig im Sinne technischer Geräte und Systeme als sachliche Mittel zum Zweck, sondern auch als Formen sozialer Beziehungen, gesellschaftlicher Strategien und individueller und lebensweltlicher Alltagspraktiken angesprochen.

Im Anschluss an ein Grußwort von Luzia Truniger, der Direktorin der Hochschule für Soziale Arbeit, führte *Klaus R. Schroeter* (Olten) als lokaler Organisationsleiter das Plenum in die Thematik ein. *Harald Künemund* (Vechta) gab einen Überblick zum Stand der ambivalenten Beziehung von Alter und Technik. Dabei wurde auf zahlreiche Vorurteile hingewiesen, die sowohl die Entwicklung aktueller Technologien im Feld *ambient assisted living* als auch deren Implementation bzw. Diffusion behindern. Neben methodischen Unzulänglichkeiten bei der Interpretation der Befunde, der Nutzereinbindung und der Evaluation führe insbesondere eine fehlende Problem-evaluation im Vorfeld der Technikentwicklung zu Akzeptanzproblemen und zu Ungleichheit verschärfenden Effekten.

Im Anschluss berichteten *Anna Wanka* und *Franz Kolland* (Wien) über erste Ergebnisse eines Forschungsprojektes zur Nutzung von SmartCare-Technologien in Österreich. Sie zeigten, dass die Nutzung assistiver Technologien zum einen durch die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Technikgenerationen beeinflusst wird, zum anderen aber auch zu einer neuen Dimension sozialer Ungleichheit im Alter führt. *François Höpflinger* (Zürich) stellte in seinem Vortrag über »Wohnqualität im Alter« erste ausgewählte Ergebnisse aus der jüngsten (2013) und nunmehr dritten der alle fünf Jahre durchgeführten Age-Wohnerhebungen vor, in denen die Veränderungen der Wohnlagen und Wohnsituationen älterer Menschen in der deutschsprachigen Schweiz regelmäßig abgebildet werden.

In ihrem Beitrag über »Schmerzdeutungen bei Hochaltrigen« zeigten *Stefan Dreßke* und *Teslihan Ayalp* (Kassel), dass das Erinnern an in der Ver-

gangenheit erfahrene Schmerzen eine Lebenstechnik sei, Schmerzen im Alltag biographisch zu bestätigen, am Alltag zu relativieren und als altersangemessen zu normalisieren. *Helga Pelizäus-Hoffmeister* (München) widmete sich in ihrem Vortrag dem Anliegen, auf der Basis einer qualitativen empirischen Untersuchung die Veränderungen der Alltagsmobilität Älterer im Kontext subjektiver Konstruktionsleistungen und Handlungen in einer gegenstandsorientierten Theorie zu fassen und vertrat die These, dass Mobilität nicht als Abbild materieller, räumlicher Umwelten verstanden werden kann, sondern dass der jeweiligen Deutung des Raumes durch die Individuen eine zentrale Rolle zukommt. *Cordula Endter* (Düsseldorf, Hamburg) behandelte das Tagungsthema aus einer ethnologischen Perspektive und konzentrierte sich in ihrem Vortrag über das »Smart Altern – Technisierungen des Alter(n)s am Beispiel assistiver Systeme« auf die kulturanthropologische Frage, wie das Alter(n) in die Technik eingeschrieben wird. *Andrea Broens* (Bremen) stellte in ihrem Beitrag »Autonomie vs. Fremdbestimmung – Beziehungsdynamiken im Umgang mit dementen Angehörigen« ein qualitatives Forschungsvorhaben vor, das die Veränderung familialer Beziehungsdynamiken im Kontext dementieller Beeinträchtigungen in den Fokus rückt.

Matthias Müller (Kassel) stellte in seinem Vortrag erste Ergebnisse eines viersemestrigen Lehrforschungsprojektes über die »Dynamiken von Inklusion und Exklusion am Beispiel von an Demenz Frühbetroffenen« vor. *Sibylle Nideröst* und *Christoph Imhof* (Olten) widmeten sich in ihrem Beitrag dem Lebensalltag und der Lebensqualität von älteren Menschen mit HIV. Sie berichteten von einer laufenden quantitativen Studie, die im Rekurs auf Lebenslagenansatz und *capability approach* die Lebensbedingungen und Verwirklichungschancen von älteren HIV-positiven Personen in der deutschsprachigen Schweiz in den Fokus rückt. Im Vortrag von *Nadja Gasser* und *Carlo Knöpfel* (Basel) ging es um den Übergang vom dritten zum vierten Lebensalter bei vulnerablen Menschen und um die Frage, welche Techniken und Technologien des bestehenden Systems von Beratung, Pflege und Unterstützung den als »Fragilisierung« bezeichneten Übergang ins vierte Alter erleichtern.

Zum Abschluss des ersten Tages referierte *Ueli Mäder* (Basel) darüber, »Wie Renten rentieren. Und was Alte aus dem machen (könnten), was die Gesellschaft aus ihnen macht.« Darin zeigte er, wie die Optik der Effizienzoptimierung aktuelle Diskurse dominiert und eine neue subjektive Oberflächlichkeit dokumentiert. Mit dem Hinweis, dass in der gegenwärtigen Schweiz immer noch mehr unter 20-Jährige als über 65-Jährige leben, wandte er sich gegen die despektierlichen Diskurse einer vermeintlichen »Überalterung«.

Am zweiten Veranstaltungstag berichtete *Oliver Winkler* (Halle an der Saale) in seinem Vortrag über die Internetgeneration und deren private Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien. Er zeigte, wie die generationalen Unterschiede in der privaten Nutzung von Internet, Email und sozialen Netzwerken über die Zeit zunehmen. *Christa Fricke* (Berlin) stellte in ihrem Beitrag »Länger und gesünder leben dank Technik« das auf der Basis motivationstheoretischer Erkenntnisse entwickelte Konzept eines sensorgestützten Gesundheitscoachings sowie empirische Ergebnisse über die Akzeptanz dieses Konzeptes vor. *Alexander Seifert* (Zürich) zeigte in seinem Vortrag Chancen und Barrieren der Internet-Nutzung im Alter und gab Hinweise zur Überwindung der potenziellen »digitalen Ausgrenzung« älterer Menschen.

Peter Biniok (Furtwangen) sprach über die Verbesserung der Lebenssituation und Lebensführung älterer und hochbetagter Menschen im ländlichen Raum, insbesondere die Förderung der sozialen Inklusion älterer und hochbetagter Menschen durch bedarfsorientierten Technikeinsatz. *Kai Brauer* (Feldkirchen) berichtete über ein interdisziplinäres Projekt zu bioethischen Fragen des langen Lebens und stellte dabei die Patientenverfügung als eine »Technik des Selbst« in den Fokus. *Lea Schütz* (München) fragte in ihrem als Forschungsskizze gefassten Beitrag »Alt und anders?« danach, welche »Techniken des Selbst« für ein »gutes« Älterwerden schwule Männer ab 60 im Kontext einer ständigen gesellschaftlichen Marginalisierung nutzen. *Petra-Angela Ahrens* (Hannover) stellte eine Repräsentativbefragung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland über die Bedeutung des Lebensalters für die Erinnerung kritischer Lebensereignisse vor. *Christoph Schmid* (Zürich) ging in seinem Vortrag auf die Spiritualität als bedeutsame Ressource im hohen Alter ein und stellte ein Spirituelles Assessment (»SpAss«) vor.

Abschließend berichtete zunächst *Angelika C. Messner* (Kiel) über die Lage der älteren Menschen in China, insbesondere über die gegenwärtige Situation der ins Rentenalter eingetretenen ersten Elterngeneration der Ein-Kind-Politik. Danach sprach *Silke van Dyk* (Jena) über die Neuverhandlung des Alters und das aktive und produktive Alte. Dabei machte sie zugleich deutlich, inwieweit sich die »vita activa« als gelingendes Leben vom im engeren Sinne produktivistischen Aktivitätskonzepten unterscheidet.

Insgesamt bestätigte die Frühjahrstagung die langjährige Kooperation der drei Länder auf dem Feld der Alternssoziologie und unterstrich die Relevanz soziologischer Perspektiven für die Bewältigung aktueller gesellschaftlicher Problemlagen.

Klaus R. Schroeter

Sektionen Arbeits- und Industriesoziologie, Organisationssoziologie und Wirtschaftssoziologie

Tagung »Sekundäranalyse qualitativer Daten in der Arbeits-, Organisations- und Wirtschaftsforschung – Potenziale, Probleme und Anwendungen«

Am 20. März 2014 fand an der Universität Bielefeld die vom Datenservicezentrum Betriebs- und Organisationsdaten (DSZ-BO) in Kooperation mit den Sektionen Arbeits- und Industriesoziologie, Organisationssoziologie und Wirtschaftssoziologie ausgerichtete Tagung statt. Weitere Kooperationspartner waren der Arbeitskreis Empirische Personal- und Organisationsforschung (AKempor) und die *German Industrial Relations Association* (GIRA).

In der qualitativen Organisationsforschung wird zunehmend diskutiert, ob eine Nutzung von Interview- oder Beobachtungsdaten im Rahmen von Sekundäranalysen sinnvoll und möglich ist. Für eine derartige Nachnutzung der Daten über das ursprüngliche Forschungsinteresse hinaus sprechen pragmatische Gründe – steigende Kosten und Aufwendungen für qualitative Primärerhebungen einerseits und sinkende Teilnahmequoten aufgrund von Mehrfachbefragungen andererseits. Hinzu kommen inhaltliche Gründe, weil bereits erhobene qualitative Daten für Vorstudien oder das Sampling und auch für Zeitvergleiche sowie die Verbreiterung der Datenbasis genutzt werden können (Vortrag von *Andrea Smioski*, Wien). Ebenso bieten Sekundäranalysen wichtige Ansatzpunkte für die methodische und die wissenschaftshistorische Forschung.

Vorbehalte gegenüber der Sekundäranalyse qualitativer Daten von Seiten der Forscherinnen und Forscher – zumeist begründet in der Dekontextualisierung der Daten und einem unzureichenden Data Fit für die eigene Untersuchung – verhindern jedoch bislang oftmals den Rückgriff auf Sekundärmaterialien. Auch auf Seiten der Publikationsorgane fehlt es bislang an einer Akzeptanz für die Sekundäranalyse, weil die Annahme von Artikeln zumeist an eigene Erhebungen gebunden ist.

Vor diesem Hintergrund wurden auf der Tagung anhand konkreter Praxisbeispiele aktuell laufender Projekte die Möglichkeiten, Potenziale und Grenzen der Sekundäranalyse qualitativer Daten in der Arbeits-, Organisations- und Wirtschaftsforschung diskutiert. Weiterhin wurden die Anforderungen an das Datenmanagement und die Dateninfrastruktur sowie Beispiele für ein Datenmanagement qualitativer Interviewdaten vorgestellt.

Im Ergebnis der Tagung ergaben sich zwei zentrale Problemstellungen für die Sekundäranalyse qualitativer Daten in der Arbeits-, Organisations-

und Wirtschaftsforschung, die weitere methodische Forschung erfordern. Zum einen sind einheitliche Anforderungen an die Datenqualität für qualitative Sekundäranalysen zu formulieren. Zentral für einen solchen Anforderungskatalog ist die Verständigung auf Qualitätsmerkmale der Dokumentation qualitativer Daten und auf einen Satz an Kontextinformationen je Datenart (Mikrodaten – der individuelle Feldkontakt, Paradata – der Erhebungsprozess und Metadaten – formale und methodische Projektdaten) und je Erhebungsform (verbale Erhebungsverfahren, visuelle Erhebungsverfahren), die in einer Dokumentation zwingend festzuhalten sind. Zum anderen ist zu klären, durch welche Merkmale sich die Sekundäranalyse als eigenständige Methode auszeichnet und wie sich Sekundäranalysen und Primäranalysen voneinander unterscheiden. Hierzu bedarf es jedoch der Abkehr von einer bislang vorrangig konzeptuellen-methodischen Diskussion hin zu einer Diskussion, die stärker am empirischen Material orientiert ist. Insbesondere ist zu prüfen, inwiefern einzelne Auswertungsmethoden aus dem Methodenspektrum der qualitativen Sozialforschung für Sekundäranalysen geeignet sind, und ebenso ist deren Umsetzung zu zeigen.

Die auf der Tagung vorgestellten Praxisbeispiele verdeutlichen, dass vor allem die Sekundäranalyse von Interviewdaten in der Organisationsforschung von Relevanz ist. Die Potenziale der qualitativen Sekundäranalyse für die Organisationsforschung werden gesehen und in ersten Pilotprojekten wird deren Umsetzung geprüft (Vortrag von *Viola Hartung-Beck*, Wuppertal; *Felix Bluhm*, *Peter Birke*, Göttingen). Mit Blick auf die methodischen Anforderungen für eine qualitative Sekundäranalyse arbeiten die vorgestellten Projekte vor allem an konkreten Problemlösungen für eine angemessene Kontextualisierung der Daten. Die präsentierten Lösungen für die Kontextanreicherung qualitativer Daten waren: (1) die forschungsbegleitende Dokumentation der Primärstudie (Vortrag von *Tobias Gebel*, Bielefeld), (2) die Rekontextualisierung anhand von Interviews mit den Primärforschern und (3) die Kontextualisierung von Primärdaten mit E-Humanities, d.h. die Kontextanreicherung von Mikrodaten durch Metadaten, die mit Hilfe IT-gestützter Instrumente aus vorhanden Studienmaterialien und Publikationen gewonnen werden (Vortrag von *Sergej Zerr*, Hannover, und *Volker Baethge-Kinsky*, Göttingen). Weiter zeigte die Tagung, dass es eine große Anzahl bislang noch unzugänglicher Datenbestände gibt, in denen bislang inhaltlich wie analytisch ungenutzte Potenziale schlummern, die schon aus forschungspraktischen Gründen – Einbindung in den Forschungskontext der Primärerhebung, begrenzte Förderperioden – in der Primärerhebung nicht vollumfänglich

ausgewertet werden konnten (Vortrag von *Stefan Theuer*, Nürnberg). Ebenso wurde deutlich, dass auch Projekt- und Datendokumentationen sowie Publikationen für Sekundäranalysen genutzt werden können (Vortrag von *Andrea Gabler*, Braunschweig). Damit ist für die Sekundäranalyse nicht zwingend ein Zugang zu den primären Mikrodaten erforderlich. Nicht zuletzt zeigen auch Mixed-Method-Ansätze große Potenziale für die sekundäre Nutzung von qualitativen Datenbeständen.

Die vorgestellten Projekte machen deutlich, dass die Sekundäranalyse qualitativer Daten für die Arbeits-, Wirtschafts- und Organisationsforschung fruchtbar sein kann und es einen Bedarf an Sekundärdaten und deren Nachnutzung gibt. Für die gleichberechtigte Etablierung der Sekundäranalyse neben der Primäranalyse bedarf es aber zum einen der weiteren Ausarbeitung der methodischen Vorgehensweise für die Sekundäranalyse qualitativer Daten und zum anderen der Formulierung von Standards für die Datenqualität. Mit dem Ziel einer Etablierung der Sekundäranalyse in der qualitativen Sozialforschung sind auch Forderungen an die Forscherinnen und Forscher, die Forschungsförderer und die Publikationsorgane verbunden. Die Forscherinnen und Forscher selbst sind aufgefordert, zum einen durch Dokumentation ihrer Primärerhebungen und die Bereitstellung ihrer Daten Möglichkeiten einer nachhaltigen Datennutzung zu eröffnen und zum anderen selbst Sekundäranalysen zu nutzen, wenn diese Erkenntniszugewinne erwarten lassen. Von Seiten der Forschungsförderer müssen die notwendigen Ressourcen bereitgestellt werden, um die Dokumentation in den Forschungsprozess integrieren und um bestehende Datenbestände für Sekundäranalysen erschließen zu können. Letztlich sind auch die Publikationsorgane aufgefordert, qualitativen Sekundäranalysen eine Plattform für Publikationen zu bieten.

Tobias Gebel, Sophie Rosenbohm

Sektion Biographieforschung

Jahrestagung 2014

Unter dem Titel »Was geschieht mit unseren Daten? Datenarchivierung und Forschungsethik in (inter)nationaler Perspektive« fand am 10. und 11. April 2014 die Jahrestagung der Sektion Biographieforschung statt. Sie wurde in

Kooperation mit der Goethe-Universität Frankfurt am Main veranstaltet und von Helma Lutz, Phil Langer, Ewa Palenga-Möllnbeck, Minna Ruokonen-Engler, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider organisiert.

Die Debatte um ethische und technische Fragen der Datenarchivierung und der Sekundärnutzung von Daten ist derzeit von großer wissenschaftspolitischer Bedeutung. Sie wirft im Kontext aktueller Trends – u.a. der Integration von qualitativen und quantitativen Daten, der Interdisziplinarität und der Internationalisierung der Forschung – besondere Fragen auf. Die Tagung wollte einen Raum bieten, diese ausführlich zu diskutieren und aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten.

In ihrem Eröffnungsvortrag wies *Helma Lutz* (Frankfurt am Main) auf die Besonderheiten der qualitativen Forschung und auf die Zentralität von forschungsethischen Fragen hin und nahm dabei besonders Bezug auf marginalisierte Gruppen. Sie forderte eine Erörterung der Logiken und Praxen qualitativer und quantitativer Forschung, die die damit verbundenen technischen und ethischen Problemstellungen in den Mittelpunkt rückt.

In der ersten Session »Archivierung und Sekundäranalyse qualitativer Daten« wurde ein breites Spektrum von Meinungen und Perspektiven in Form von drei konträren Positionen verdeutlicht. *Ann Phoenix* (London) berichtete von eigenen Erfahrungen mit Sekundärauswertungen in Großbritannien, wo eine allgemeine Verpflichtung besteht, Forschungsdaten zu archivieren, deren Erhebung mit öffentlichen Geldern finanziert wurde. Außerdem nannte sie die Vorteile und Nachteile dieser Praxis und gab einen umfassenden Überblick über Formen, Stärken und Grenzen der Sekundäranalyse. Phoenix' Beitrag zeigte gleich zu Beginn, dass die Tagungsthematik besonders vor dem Hintergrund der Internationalisierung von Wissenschaft und im Hinblick auf die sukzessive Angleichung von Standards diskutiert werden sollte. Den aktuellen Stand der Diskussion im deutschsprachigen Raum schilderte *Andrea Smioski* (Wien), die darauf hinwies, wie voraussetzungs-voll eine Weitergabe von Daten an die Archive ist und an welche Bedingungen die Datenaufbereitung geknüpft werden muss, wenn sie für Archivierung und Wiederbenutzung nützlich sein soll. In der aktuellen Phase sei es vor allem erforderlich, einen Dialog zwischen Archiven, Forscher/innen und Förderinstitutionen in Gang zu setzen, um eine gemeinsame Gestaltung von Datenarchivierung und Datennutzung zu ermöglichen. Eine deutlich kritischere Position gegenüber der Archivierung von Daten vertrat *Stefan Hirschauer* (Mainz)¹. Er kam zu dem Schluss, dass bei der Archivierung qualitativer Daten – besonders in

1 *Ann. der Redaktion:* Siehe dazu auch den Beitrag von Stefan Hirschauer in diesem Heft.

der Ethnographie – ein oftmals geringer Nutzen gegenüber einem enormen Schadenspotential abgewogen werden muss und daher in der empirischen Sozialforschung nur für einen kleinen Teil der Daten sinnvoll sei.

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung der Sektion Biographieforschung fand in parallelen Workshops ein Austausch mit Vertreter/innen unterschiedlicher Archive statt, bei dem der Fokus auf die Nutzung, Anonymisierung und Vorbereitung von qualitativen Daten für die Sekundärnutzung sowie den dabei entstehenden forschungsethischen Fragen lag.

Am Morgen des zweiten Tages ging es zunächst um die »Institutionelle Rahmung der Datenarchivierung«. *Eckhard Kämper* von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Bonn) betonte die Notwendigkeit eines Austausches zwischen Forscher/innen und Förderinstitutionen. Bisher existiere keine einheitliche Position der DFG zur Archivierung von Daten, allerdings verwies Kämper auf das Papier der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen »Grundsätze zum Umgang mit Forschungsdaten« (2010) und zeigte Vor- und Nachteile der Nachnutzung von Daten. Unterschiede müssten zwischen den verschiedenen Fachgebieten und weiterhin zwischen Projekten mit Infrastrukturcharakter und kleineren Forschungsprojekten gemacht werden. Der Vorsitzende des Rates für Sozial- und Wirtschaftsdaten, *Gert Wagner* (Berlin), erklärte, dass es bisher zwar keine detaillierte Empfehlung des Rates zur Archivierung von Daten aus der qualitativen Forschung gebe. Aus seiner Sicht sei Datenarchivierung jedoch insbesondere bei großangelegten Studien aus Gründen der Transparenz und im Hinblick auf das Verhältnis von Kosten und Nutzen notwendig.

Das Panel »Forschungsethik und Forschungspraxis« wurde von *Caroline Gans Combe* (Reihoo) eröffnet, die aus Perspektive der *Experts Working Group on Data Protection and Privacy* der Europäischen Kommission im Rahmen von Horizon 2020 berichtete. Sie machte deutlich, dass ein verantwortlicher Umgang mit Daten im Beantragungsverfahren von Horizon 2020 zur Priorität erhoben wird. Um den sorgfältigen Umgang zu gewährleisten, werde ein antizipiertes Sicherheitsrisiko in Zukunft bei der Ablehnung von Forschungsprojekten eine wichtige Rolle spielen. *Wolf-Dietrich Bukow* (Köln) betrachtete die Sekundärauswertung von Daten als »eine forschungstechnische und forschungsethische Herausforderung«, die immer eine Rekontextualisierung braucht. Außerdem bestehe die Gefahr des Missbrauchs von Daten, wenn diese der Kontrolle durch die Forscher/innen entzogen sind. Insofern sei die Sekundärnutzung von Daten sehr vorausset-

zungsreich; sie könne allerdings auch sinnvoll sein, wenn sich beispielsweise durch neue Erkenntnisse andere Perspektiven für die Auswertung ergeben.

Hella von Unger (München) stellte die Frage der Forschungsethik noch einmal sehr grundsätzlich und in Bezug auf die Reproduktion von Machtverhältnissen in Wissenschaftskontexten. Dabei legte sie den Fokus auf die Anforderung an Forschende, mit dem in der Feld-Interaktion entstehenden Vertrauensverhältnis verantwortungsvoll umzugehen. Von Unger plädierte dafür, den ethischen Grundsatz des »informierten Einverständnisses« als reflexiven Prozess zu praktizieren und die Selbstbestimmung der Personen auf diese Weise zu gewährleisten.

Zum Abschluss der Tagung wurde eine »Resolution zur Archivierung und Sekundärnutzung von Daten« von der Sektionen für Biographieforschung und der Sektion für Methoden der Qualitativen Sozialforschung der DGS diskutiert und verabschiedet.²

Die Aktualität und die Relevanz des Themas im Hinblick auf die Internationalisierung von Forschungszusammenhängen und Forschungsförderung und die Effizienzansprüche von Förderinstitutionen standen in den zwei Tagen der Konferenz wiederholt zur Debatte. Überraschenderweise zeigte sich, dass wenig Uneinigkeit in Bezug auf die Vorteile und Nachteile der Archivierung von qualitativen Forschungsdaten besteht; dadurch konnten grundlegende Positionen herausgearbeitet und artikuliert werden. Allerdings wurde auch deutlich, dass Archivierungsstrategien den unterschiedlichen Forschungsmethoden und Forschungsfragen angepasst werden müssen, wobei besonders die Form und der Zeitpunkt der Anonymisierung kritisch reflektiert werden muss. Insofern bleibt die Auseinandersetzung mit dem Thema Datenarchivierung aktuell und wissenschaftspolitisch geboten. Die Resolution am Ende der Tagung wurde als eine erste Orientierung in forschungspraktischen Fragen betrachtet, die sich als Anstoß und Grundlage für weitere Diskussionen versteht.

Catharina Peeck, Flaminia Bartolini

2 www.sozioologie.de/de/sektionen/sektionen/biographieforschung/aktuelles.html

»Narrative Matters: Erinnern-Erleben-Erzählen«. Symposium zum Werk von Prof. Dr. Wolfram Fischer am 18. Oktober 2013 an der Universität Kassel

Mit dem Symposium würdigt das Institut für Sozialwesen der Universität Kassel mit Unterstützung der Sektion Biographieforschung die Arbeit eines Kollegen, der maßgeblich zur Entwicklung der Biographieforschung beigetragen hat. Die Tagung wird von Mechthild Bereswill, die zusammen mit Anke Neuber Initiatorin des Symposiums ist, eröffnet. Im Anschluss daran begrüßt die Dekanin des Fachbereichs Humanwissenschaften der Universität Kassel, Heidi Möller, die Gäste und Besucher/innen des Symposiums. Kirsten Aner, Direktorin des Instituts für Sozialwesen, Martina Schiebel, stellvertretende Sprecherin der Sektion Biographieforschung, sowie Tina Spies und Alexander Raiber, ehemalige Mitarbeitende am Fachgebiet, sprechen ebenfalls ihre Grußworte und Danksagungen aus.

Der erste Fachvortrag wird von *Bettina Dausien* (Wien) gehalten, die eine langjährige Zusammenarbeit mit Fischer verbindet. Sie erläutert unter dem Titel »Biographieforschung – Reflexionen zu Anspruch und Wirkung eines sozialwissenschaftlichen Paradigmas« anhand einer historischen Darstellungsfigur die Anfänge, die Phase der Wiederaufnahme sowie die aktuelle Situation der Biographieforschung. Biographieforschung kann als Reflexion auf den Selbst- und Weltbezug verstanden werden und so den methodologischen Anspruch erheben, die Mikro- sowie die Makroebene gemeinsam in den Blick zu nehmen. Die heutige Aufgabe der Biographieforschung besteht nach Dausien v.a. in einer kritischen Selbstreflexion. Zu untersuchen ist demnach, welche Formate funktional und/oder unbrauchbar geworden sind. Zudem sind strukturelle Veränderungen in alltagsweltlichen Erfahrungen, bspw. durch neue Formen sozialer Kontrolle, in den Blick zu nehmen und kritisch zu hinterfragen.

Gerhard Riemann (Nürnberg), der Fischer in seiner Zeit als Gastwissenschaftler in San Francisco kennenlernt, setzt sich in seinem Vortrag »Erzählung, Kritik und Selbstkritik – Zur Bedeutung einer narrativen Haltung gegenüber der eigenen Praxis in der professionellen Sozialisation« mit dem Verhältnis von Biographieforschung und einer eigenen professionellen Haltung auseinander. Riemann hält eine praxisbezogene Forschung in Verbindung mit einer Form der Selbstreflexion nicht für selbstverständlich und plädiert dafür, eine solche kritische Haltung auch in der Sozialen Arbeit als »narrative Praxis« auszubilden und zu wahren. So kann die Professionalität gesteigert und ein besseres (Selbst-)Verstehen gefördert werden. Riemann zeigt beispielhaft, wie eine Selbstreflexion in der Forschung gelingen und

somit eine narrative Haltung gegenüber der eigenen Praxis gefördert werden kann.

Michael Bamberg (Worcester) und Fischer haben 2004 an der Clark University gelehrt und zusammen gearbeitet. Mit Bezug auf die gemeinsame Arbeit stellt Bamberg einen Zusammenhang zu seinen aktuellen Forschungen her. In seinem Vortrag »Leben und Erzählen – Erzählen und Leben« verweist Bamberg auf seinen Forschungsschwerpunkt *Discourse and Identity*, den er interaktionsanalytisch bearbeitet. Seinen Fokus legt er auf die Performanz von Erzählungen und fragt, wie Erzählen »erlebt« wird und heute verortet werden kann. Die Erklärungsansätze, die er hierfür vorschlägt, bezeichnet er als den Ort, an dem »Soziologie und Psychologie sich paaren«. Bamberg verweist in diesem Zusammenhang auf die Konfusion zwischen Leben und Narration sowie auf die Problematik der Verankerung des Narrativen.

Den Titel ihres Vortrages »Die heilige Kuh der Sequenzialität« – eine methodologische Reflexion aus der Perspektive des szenischen Verstehens« haben *Mechthild Bereswill* und *Anke Neuber* (beide Kassel) einem Interview entnommen, das Thea Boldt 2008 mit Fischer geführt hat. In diesem Interview spricht Fischer über das Gefüge von sozialer Ordnung, sozialem Sinn und Interaktion und bezieht sich hierbei auf eine »wegweisende methodologische Prämisse des interpretativen Paradigmas der Soziologie: die Sequenzialität«, die er schließlich als »heilige Kuh« bezeichnet. In Anlehnung an Lorenzers Überlegungen zu Interaktion und Symbolbildungsprozessen in seiner Konzeption des Szenischen und Meads Begriff des Symbolischen Interaktionismus, diskutieren sie die Herausbildung von Subjektstrukturen und sozialen wie symbolischen Ordnungen. Der Zusammenhang zwischen »Sachen und Worten« rückt dabei in den Vordergrund und »die heilige Kuh der Sequenzialität« wird zum methodischen Bindeglied zwischen Narrations- und Interaktionsanalyse.

Das Symposium eröffnet, nicht nur für die Biographieforschung sondern auch für *Wolfram Fischer*, den Raum, zurückzublicken und einzelne private sowie wissenschaftliche Stationen seiner eigenen Biographie gedanklich mit dem Fahrrad abzuradeln. Mit den »Fußnoten zur Pilgerschaft eines Fahrradfahrers« gestaltet Fischer den abschließenden Beitrag des Symposiums und strukturiert diesen durch eine Sache, die ihn durch seine Biographie begleitet hat: Das Fahrrad(fahren).

Während seiner (beruflichen) Laufbahn begleiten Fischer insgesamt fünf unterschiedliche Fahrräder. Das erste nimmt er nach dem Abitur 1966 mit an seine Studienorte Frankfurt und 1968 nach Münster, wo er ein Stu-

dium der Evangelischen Theologie und Soziologie mit Zweitfach Publizistik beginnt. Als Student kommt er mit der 68er Bewegung in Kontakt und engagiert sich u.a. in hochschulkritischen Zusammenhängen. Im 10. Semester schließt Fischer seine theologische Examensarbeit ab. Nachdem 1969 die deutsche Übersetzung *The Social Construction of Reality* von Berger und Luckmann erscheint, die Fischer als eine »aufrüttelnde Lektüre« beschreibt, findet er für sich die Schnittstelle zwischen seinen Studienfächern. Fischer promoviert 1975 an der philosophischen Fakultät der Universität Münster. 1981 geht er nach San Francisco, um bei Strauss seine Habilitationsschrift zu erarbeiten, mit welcher er 1982 an der Universität Bielefeld angenommen und habilitiert wird. In den frühen 1980er Jahren entwickelt er ein starkes Engagement für die soziologische Biographieforschung. Er ist Gründungsmitglied der Sektion und ist mehrere Jahre deren Sprecher. In den 1990er Jahren ist er für eine Legislaturperiode Präsident des *Committee Biographie and Society* der ISA. In der Zeit von 1984 bis 1999 besetzt Fischer Zeit- und Vertretungsprofessuren in Gießen, Berlin und Kassel. Zum Sommersemester 1999 wird er an den Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel berufen, wo er zudem von 2005 bis 2008 sowie von 2010 bis 2011 Dekan ist. Zwei Forschungsaufenthalte verbringt er im außereuropäischen Ausland. Inzwischen fährt er seit zehn Jahren ein Trekkingrad, bei welchem er »trotz des Endes der Dienstfahrt [...] mit Energie in die Pedale«, da die »Reise noch nicht zu Ende« ist.

Und so steht das Symposium ganz im Spiegel der Biographie(n) der Biographieforschung: Unter dem Titel »Narrative Matters. Erinnern – Erleben – Erzählen« haben die Vortragenden ihre Beiträge der Geschichte, der Gegenwart und den zukunftsweisenden Perspektiven der Biographieforschung gewidmet. Alle Vorträge inspirieren zu neuen methodisch-kritischen Auseinandersetzungen und für die Biographieforschung ist es sicher eine Bereicherung, wenn Wolfram Fischer zwischendurch vorbeiradelt. Er geht zwar in den Ruhestand, kündigt aber an, dass ihm sein »Interesse am Geheimnis des Alltags« und seine »Horizontalspannung« genügend »Treibstoff« für die »eine oder andere« Publikation und Lehrveranstaltung liefern werden.

Magdalena Apel, Hanna Stabrey

Sektion Familiensoziologie

Frühjahrstagung am 13. und 14. März 2014 in Berlin

In Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Demographie (DGD) fand die erste Frühjahrstagung der Sektion 2014 zum Thema »Das Potenzial amtlicher Daten für die demographische Forschung und die Familienforschung« statt. Die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer betrug durch die Kooperation mit der DGD, die bereits am Mittwoch mit ihrer Jahrestagung begann und diese dann am Donnerstag und Freitag zusammen mit der Familiensektion fortsetzte, ca. 150 Personen. Entsprechend kam es auf der Tagung zu einer angeregten und fruchtbaren Diskussion von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sehr unterschiedlicher Disziplinen. Den Abschluss der Tagung bildete eine Podiumsdiskussion mit namhaften Wissenschaftlern zum Thema »Demografiestrategie«.

Anja Vatterrott (Rostock) eröffnete den Themenkomplex »Fertilität« mit einem – in Kooperation mit Michaela Kreyenfeld vom Rostocker MPIDF erstellten – Vortrag zum Thema »Der Übergang zum zweiten Kind: ostdeutsche, westdeutsche und mobile Frauen im Vergleich«. Auf Basis von Daten der Deutschen Rentenversicherung (BASiD) kamen sie zu dem Ergebnis, dass eine Reduzierung von Zweitgeburten ostdeutscher Frauen um 1990 stattgefunden hat und sich die räumliche Mobilität ostdeutscher Frauen positiv auf deren Zweitgeburtsraten auswirkt. Im zweiten Vortrag mit dem Titel »Erstgeburtverhalten der 1,5 und zweiten Generation türkischer Migranten« beschäftigten sich *Sandra Krupf* und *Katharina Wolf* (Rostock) mit der Fertilität von Frauen mit türkischem Migrationshintergrund in Deutschland. Unter Rückgriff auf die SUF des Mikrozensus für die Jahre 2005 und 2009 konnten sie zeigen, dass Angehörige der 1,5 Migrantengeneration sehr hohe Übergangsraten zur Mutterschaft aufweisen, während einheimische Deutsche zu einem deutlich späteren Übergangsraten zur Mutterschaft zeigen und zum anderen auch deutlich öfter kinderlos bleiben. Frauen der zweiten Generation liegen zwischen diesen beiden Gruppen. Bildungsunterschiede erklärten die Differenzen dabei nur teilweise. *Christin Czaplicki* und *Julia Post* (Berlin) zeigten in ihrem Vortrag »SHARE-RV: Neues Analysepotenzial für die Fertilitäts- und Familienforschung«, welche Möglichkeiten die Verknüpfung von Befragungs- und Prozessdaten bietet. Auf Basis der Familien- und Beschäftigungsbiographien von Männern und Frauen unterschiedlicher Geburtskohorten konnten sie die unterschiedlichen Zusammenhänge von Fertilität und Einkommen im Ost-

West-Vergleich zeigen: Während das Einkommen westdeutscher Männer durch die Geburt von Kindern kaum tangiert wird, sinken die Einkommen von Frauen deutlich, wobei ostdeutsche Frauen weniger betroffen sind als westdeutsche Frauen. *Alexander Mack* (Mannheim) hielt den letzten Vortrag der Session »Geburten in nichtehelichen Lebensgemeinschaften im europäischen Vergleich. Potenziale und Beschränkungen des EU-SILC für die Analyse familialer Prozesse«. Unter Rückgriff auf gepoolte Querschnittdaten des EU-SILC 2005–2011 aus 25 Ländern konnte er zeigen, dass teilweise sehr große Unterschiede zwischen den untersuchten Ländern in Bezug auf den jeweiligen Anteil nichtehelicher Geburten existieren. Insbesondere die Spezialisierungs- und die Vereinbarkeitsthese konnten dabei durch Mehrebenenmodelle empirisch bestätigt werden.

Der zweite Teil des Nachmittags stand unter der Überschrift »Partnerwahl und Lebenslagen«. Den ersten Vortrag hielt *Sebastian Pink* (Mannheim). Er stellte Ergebnisse eines gemeinsamen Projekts mit *Thomas Leopold* (Florenz) und *Henriette Engelhardt* (Bamberg) zum Thema »Fertilität und soziale Interaktion am Arbeitsplatz: Verbreiten sich Geburten unter Kollegen?« vor. Anhand der Daten des IAB zu 33.119 Frauen in 6.579 Firmen berichtete er über »soziale Ansteckung« und »soziales Lernen« im Jahr nach der Geburt eines Babys einer Kollegin. Während sich im ersten Jahr nach der Mutterschaft der Kollegin die Geburtenrate verdoppelte, war zwei Jahre nach der Geburt der Einfluss nicht mehr messbar. *Daniel Wiese* und *Jan Eckhard* (Heidelberg) präsentierten in ihrem Vortrag »Die längsschnittliche Beschreibung und Analyse des Partnermarkts auf der Basis amtlicher Regionaldaten« erste Ergebnisse des Forschungsprojektes »Die makrostrukturellen Rahmenbedingungen des Partnermarkts im Längsschnitt«. Auf Basis amtlicher Regionaldaten wurden theorieadäquate Indikatoren zur Bestimmung regionaler Partnermarktbedingungen auf der Ebene von Kreisen und im Längsschnitt für die Jahre ab 1985 ermittelt: Die altersspezifische Sex Ratio wurde ebenso analysiert wie weitere komplexere Partnermarktindikatoren, die neben der Partnermarktkonkurrenz auch den Aspekten der Partnermarktrelevanz, -verfügbarkeit, -effizienz und -transparenz Rechnung tragen. So konnte erstmals für Deutschland eine Beschreibung der kleinräumig definierten makrostrukturellen Rahmenbedingungen des Partnermarkts im Lebensverlauf unterschiedlicher Kohorten erfolgen. Schließlich trug *Thomas Müller* (Düsseldorf) zum Thema »Soziale Ungleichheit im Familienkontext« vor. Im Fokus stand die neue alte Debatte des Analysepotenzials der Mikrozensusdaten für Untersuchungen zur

sozialen Ungleichheit (bzw. zu Lebenslagen) von Personen in unterschiedlichen Lebens- bzw. Familienformen. Durch die Kumulation von vorteilhaften bzw. nachteiligen sozioökonomischen Lagen in unterschiedlichen Lebensformen geraten diese selbst als eigenständige Dimension sozialer Ungleichheit in den Blick. Bei empirischen Analysen gilt es daher Merkmale der sozialen Lage nicht nur auf der individuellen Ebene zu untersuchen, sondern den Familien-/Lebensformkontext zu berücksichtigen. Die These wurde mit statistischen Daten aus NRW zur Erwerbsbeteiligung (in Abhängigkeit von Zahl und Alter der Kinder sowie Erwerbsstatus des Partners) sowie zur (Un-)Freiwilligkeit von reduzierter Arbeitszeit belegt. Eine Armutsgefährdung ist demnach abhängig vom Bildungs- und Erwerbsstatus (bzw. in Paarhaushalten Bildungs- und Erwerbskonstellation) sowie bei Minderjährigen vom Arbeitszeitumfang der Eltern.

Die am Freitagmorgen durchgeführte Session »Kinderbetreuung und Elternerwerbstätigkeit« wurde durch den Vortrag »Kindertageseinrichtungsausbau und subjektives Wohlbefinden von Eltern« von *Pia Schober* (Berlin) und *Christian Schmitt* (Bamberg) eröffnet. Hier wurde anhand der Daten des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) und der Studie »Familien in Deutschland« (FiD) gezeigt, dass verschiedene Dimensionen des subjektiven Wohlbefindens wie die Zufriedenheit mit der Gesundheit, der Kinderbetreuung, dem persönlichen Einkommen, der Familie sowie die allgemeine Lebenszufriedenheit durch das Kinderbetreuungsangebot beeinflusst werden. Dieser Zusammenhang ist jedoch für Frauen deutlich stärker ausgeprägt als für Männer. Im zweiten Vortrag skizzierten *Dana Müller* (Nürnberg) und *Daniela Grunow* (Frankfurt am Main) zum einen das Analysepotential der administrativen Daten der BA des IAB. Zum anderen präsentierten sie die Ergebnisse zweier Studien hinsichtlich der Erwerbsverläufe von Müttern. Sie konstatierten, dass Ost-West mobile Frauen nach der Geburt eines Kindes früher in die Erwerbstätigkeit zurückkehren als westdeutsche Mütter, jedoch später als ostdeutsche Mütter. Ferner zeigten ihre Analysen, dass deutlich mehr ostdeutsche Mütter innerhalb von zehn Jahren ihr Lohnniveau vor der Geburt des ersten Kindes erreichen als westdeutsche Mütter. *Jeanette Bobr* (Mannheim) verdeutlichte in ihrem Vortrag »Zwischen Wahlfreiheit und ökonomischer Notwendigkeit: Eine Mikrozensusanalyse egalitärer Erwerbspräferenzen von Müttern im Paar- und Familienkontext« anhand von Mikrozensusdaten unter Anwendung multinominaler logischer Regressionen erhebliche Differenzen zwischen den tatsächlichen Arbeitszeiten und den präferierten Arbeitszeiten. Zuneh-

mend mehr Mütter präferieren eine egalitäre Aufteilung der Erwerbsarbeit zwischen den Partnern; diese Entwicklung ist vor allem bei hochqualifizierten Frauen zu beobachten. Im letzten Vortrag mit dem Titel »Auf dem Weg zum adult worker model? Das Erwerbsverhalten alleinerziehender Mütter in Großbritannien, Ostdeutschland und Westdeutschland« zeigte *Esther Geisler* (Rostock), dass alleinerziehende Mütter im Vergleich zu verheirateten Müttern in Großbritannien deutlich häufiger von Nichterwerbstätigkeit betroffen sind als westdeutsche und insbesondere ostdeutsche Mütter. Dabei ist die Erwerbstätigenquote unter den westdeutschen Alleinerziehenden in den vergangenen Jahren anstiegen, jedoch nicht unter den ostdeutschen Alleinerziehenden. Insgesamt zeigten die empirischen Befunde keinen klaren Wandel zum *adult worker model* in Großbritannien und Deutschland.

Anja Steinbach

Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie

Jahrestagung 2013

Am 6. und 7. Dezember 2013 fand an der Universität Hamburg im Fachbereich Sozialökonomie das erste Treffen der AG Filmsoziologie in der Medien- und Kommunikationssoziologie statt, das gleichzeitig die Jahrestagung der Sektion war. Es wurde von Alexander Geimer, Carsten Heinze und Rainer Winter organisiert. Am Abend des 5. Dezember trafen sich Interessierte für einen ersten informellen Austausch. Die AG Filmsoziologie wurde auf dem letzten DGS-Kongress 2012 in Bochum unter der Leitung von Rainer Winter, Alexander Geimer und Carsten Heinze gegründet.

Nach einer Einführung des Sprechers der Sektion Medien- und Kommunikationssoziologie *Rainer Winter* (Klagenfurt) begann die Tagung mit zwei parallel laufenden Panels. Das erste Vormittagspanel »Genreanalysen und Hollywoodfilm« begann mit *Marc Dietrich* (Mannheim). Er entwickelte in seinem Beitrag »Figuren als Sprecherpositionen. Filmsoziologische Potentiale der Intertextualitäts- und Diskursanalyse« einen Analyserahmen zur Interpretation von Genre-Filmen, in dem das filmische Spiel mit soziokulturellen Referenzen und die Rekonstruktion daran beteiligter Wissensbestände fokussiert wird. *Daniel Ziegler* (Gießen) beschäftigte sich mit »Tod

und Sterben auf der Leinwand« bzw. »filmischen Grenzgängern« und diskutierte insbesondere anhand *The night of the living dead* und *Trouble with Harry* eine neue Sichtbarkeit des Todes, wie sie sich auch in gesellschaftlichen Diskursen um Sterbehilfe oder moderne Begräbnisrituale manifestiert. *Alexander Geimer*, *Anja Peltzer* (Mannheim) und *Tina Weber* (Berlin) stellten in ihrem Beitrag das zeitgenössische Genre des »Mindfuck-Movie« vor, indem sie dessen Erzählstruktur, Helden- und Gewalttypik identifizierten und detaillierter anhand von *Das Cabinet des Dr. Caligari*, *Shutter Island* und *Fight Club* plausibilisierten.

Das zweite Vormittagspanel »Filmsoziologische Werkanalysen« begann mit *Daniel Suber* (Würzburg). In seinem Beitrag »Exzessive Gewalt: Der serbische Film als Herausforderung für die Filmsoziologie« fokussierte er auf die produktionsästhetischen wie inhaltlichen Besonderheiten des serbischen Films. Daniel Suber zeigte, in welchem Kontext exzessive Gewaltdarstellungen mit der Geschichte und Politik des Landes stehen.

Der zweite Beitrag kam von *Anna Schober* (Gießen). Ihr Beitrag lautete »Die »Gastarbeiterfilme« von Rainer Werner Fassbinder. Filmische Interventionen in die Projektionsflächen der Imagination«. Anna Schober diskutierte die Fassbinder-Filme der späten 1960er Jahre und 1970er Jahre unter historischen und sozialen Gesichtspunkten. Im Fokus stand die Frage nach der filmischen Konstruktion des Anderen und den Differenzenerfahrungen, die durch die Modulation der (Außenseiter-)Figuren als Projektionsfläche entstehen. Im dritten Beitrag stellte *Ines Eckardt* (Chemnitz) ihr Forschungsprojekt vor: »Auf den ersten Blick«. Eine Fallstudie zur Analyse verschiedener Filmgenerationen und deren spezifischer visuell-technischer Aufbereitung am Beispiel der Verfilmungen des *Tapferen Schneiderleins* 1942, 1956, 1982 und 2008 in Bezug auf die Darstellung modernen und postmodernen Lebensgefühls«. In diesem Projekt widmet sie sich unterschiedlichen Verfilmungen des Märchens Das tapfere Schneiderlein. Sie versucht dabei, durch qualitative Interviews verschiedene Rezeptionsformen hinsichtlich der Vermittlung eines »Lebensgefühls« (*structure of feeling* im Sinne von Raymond Williams) zu untersuchen.

Den Abschluss des Panels bildete ein Vortrag von *Irbert Schenk* (Bremen) zu »Text und Kontext – Zur Rezeption von *Das Leben ist schön*«. Nach der grundsätzlichen theoretisch-methodologischen Verortung einer rezeptionsorientierten, historisch ausgerichteten Kontextforschung des Films, setzte sich Schenk mit den nationalen wie internationalen Reaktionen auf den Film *Das Leben ist schön* auseinander. In seiner an diesem Beispiel vor-

geführten Argumentation verdeutlichte er die Notwendigkeit einer unterschiedlichen Lesarten sichtbar machenden kontextuellen Filmanalyse in Abgrenzung zu klassischen, hermeneutisch verfahrenen Ansätzen der Filmforschung und Filmsoziologie.

Das erste Nachmittagspanel »Film und Gesellschaft I« begann mit einem Vortrag von *Thomas Weber* (Hamburg) zum Verhältnis von Medien-/Filmwissenschaften und der Soziologie. In seinem ausdrücklich als polemisch annoncierten Vorgehen zeigte Weber Schnittstellen wie Unterschiede zwischen beiden Disziplinen hinsichtlich ihrer inhaltlichen, methodologischen und theoretischen Ausrichtung auf. Dabei sprach er sich einerseits für eine stärkere Berücksichtigung des Aspekts der »Medialität« des Films in der Soziologie wie auch einer gesellschaftskritischen Perspektive in den Film-/Medienwissenschaften aus, um beide Fachdisziplinen in einen fruchtbaren Austausch miteinander bringen zu können.

Im zweiten Beitrag mit dem Titel »Zur methodologisch kontrollierten Rekonstruktion audiovisueller Kunstwerke – Der Spielfilm als Erkenntnisquelle der Soziologie« stellte *Frank Schröder* (Bamberg) ein Projekt zur hermeneutisch-inhaltlichen Untersuchung von Filmen vor, wobei der Fokus auf die Dialoganalyse gelegt wurde. Anhand des Filmbeispiels *The Shining* wurde das Deutungspotential einer methodisch-kontrollierten Szenen- und Sequenzanalyse herausgearbeitet und in Bezug auf darin enthaltene Familienkonstellationen exemplarisch angewendet.

Jerome P. Schäfer (Düsseldorf) wies im dritten Vortrag mit dem Titel »Jenseits der Ideologiekritik: Filmtheorie und die soziale Dimension des Films« auf das Fehlen einer soziologischen Perspektive in aktuellen Filmtheorien hin. Nach dem Ende klassischer ideologiekritischer Ansätze mangelt es bis heute, so Schäfer, an alternativen soziologischen Konzepten zur Bestimmung der sozialen Dimension des Films. Vor diesem Hintergrund diskutierte Schäfer Bruno Latours ANT-Netzwerktheorie als aussichtsreiches Konzept zur Überbrückung dieser Lücke.

Im vierten Vortrag »Das Verhältnis von Film und Welt oder wie Höhenlandschaft zur filmischen Kommunikationsutopie wird« diskutierte *Silke Martin* (Weimar) die Frage, inwieweit die Welt dem Film vorgängig sei oder ob nicht vielmehr Film und Welt, wie von Gilles Deleuze und Thomas Elsaesser vertreten, in ein direktes Austauschverhältnis treten, in dem sich die Grenzen zwischen beiden Bereichen auflösen. Martin vertrat die Auffassung, dass Filme neue Denk- und Weltentwürfe erst hervorbringen

und damit Utopien verkörpern. Sie stellte diesen Ansatz am Beispiel von Filmen vor, die sich mit Bergwelten auseinandersetzen.

Im zweiten Nachmittagspanel »Film und Gesellschaft II« berichtete *Lutz Hieber* (Hannover) über Modi der »Gesellschaftliche[n] Wirklichkeit im Film« und Formen der Repräsentation sowie Interpretation von *Larry Flint* in den Vereinigten Staaten und in Deutschland, wobei er im Rahmen einer ikonografischen Analyse, die kunstsoziologische mit filmsoziologischen Zugängen verband, vor allem die Bedeutung des soziokulturellen Kontexts betonte. *Olaf Sanders'* (Dresden) Beitrag über »Filmbildungsforschung« knüpfte an Konzepte von Gilles Deleuze und Félix Guattari an, um einen weiten Empirie-Begriff einzuführen, in dessen Rahmen Filme als Dokument und Motor von Bildungsprozessen verstanden werden können. Anschließend stellte *Jan Weckwerth* (Hannover) eine Typisierung von Filmcharakteren vor dem Hintergrund von Pierre Bourdieu's »Lebensstilkonzept« vor, die sowohl ProduzentInnen wie RezipientInnen Anschlüsse an die inszenierte Filmwirklichkeit erlaubt.

Das Abendprogramm im Metropolis Kino Hamburg begann mit einer Einführung von *Carsten Heinze* (Hamburg) zur »Erinnerung und Geschichte im Film«. Heinze ging kurz auf jüngste dokumentarisch-biografische Aufarbeitungsfilme im Zusammenhang mit dem Thema Familiengedächtnis und Holocaust ein und leitete damit über in den Filmabend, der die Vorführung von *Thomas Harlan: Wandersplitter* beinhaltet. Die Filmvorführung fand in Kooperation mit dem Metropolis Kino Hamburg und dem dokumentarischen Filmprojekt »dokART« statt, das von Heinze und anderen kuratiert wird. Nach dem Film wurde mit dem Regisseur Christoph Hübner unter der Moderation von Carsten Heinze ein Publikumsgespräch durchgeführt.

Der zweite Veranstaltungstag begann mit *Fernando Ramos Arenas* (Leipzig). Er stellte ein Projekt zum Thema »Feld-Kapital-Autonomie-Cinéphilie« vor. In seinem Vortrag fokussierte er auf die durch Pierre Bourdieu motivierten »praxeologischen Ansätze bei der Erforschung der Filmrezeption« und wählte zur exemplarischen Veranschaulichung seiner Ausführungen die nationalen Filmkulturen der DDR und Frankreichs aus. *Oliver Dimbath* (München) und *Matthias Klaes* (Augsburg) behandelten die »Soziologische Filmanalyse als Methode« und stellten ihren dezidiert soziologischen Erklärungsansatz vor, der auf Dialog- und Interaktionsanalyse aufgebaut war. Sie argumentierten für eine alltagsorientierte Analyseperspektive des Films und traten

für eine stärkere Einbeziehung dieses bislang nur wenig beachteten Quellenmaterials zur Untersuchung sozialer Austauschprozesse ein.

Ines Iwen (Berlin) beschäftigte sich mit der »Filmanalyse aus mikrosoziologischer Perspektive«. Sie setzte sich mit der Frage auseinander, welche geschlechtsspezifischen Rollenmuster bezüglich Vater- und Mutterbildern über ausgewählte Filmproduktionen vermittelt werden. Iwen arbeitete in ihren empirischen Forschungsergebnissen die soziale Dimension von Filmen heraus und argumentierte für eine stärkere soziologische Auseinandersetzung mit Rollenmustern und Interaktionsbeziehungen in Filmen. *Boris Traue* (Berlin) schloss in seinem Vortrag an das von ihm geleitete DFG-Forschungsprojekt »Audiovisuelle Kulturen der Selbstthematisierung« an und diskutierte die »Differenz von Film, Video und Webvideo und ihre Konsequenzen für die Filmsoziologie«, wobei das Webvideo vor allem hinsichtlich seiner Beschränkungen und Möglichkeiten der Produktion, Distribution und Rezeption in den Blick genommen wurde.

In der Abschlussrunde wurde über zukünftige Projekte und weitere Aktivitäten der AG Filmsoziologie diskutiert. Carsten Heinze stellte zunächst anvisierte Projektideen, Tagungsvorschläge und Publikationsmöglichkeiten für die AG vor. Anschließend kam aus der Runde eine Reihe von Vorschlägen für zukünftige Tagungsschwerpunkte und für den nächsten DGS Kongress in Trier. Es wurde beschlossen, einen kooperativen Austausch mit der AG Film der Gesellschaft für Medienwissenschaften zu suchen, der über Thomas Weber hergestellt werden wird. Insgesamt herrschte die Auffassung vor, die Arbeit an der Filmsoziologie zu intensivieren, um der Bedeutung eines der wichtigsten Kommunikationsmedien für die Gesellschaft Rechnung zu tragen.

Alexander Geimer, Carsten Heinze und Rainer Winter

Sektion Methoden der Qualitativen Sozialforschung

Frühjahrstagung »Protozoziologisches Forschen. Qualitative Ethnomethoden in der gesellschaftlichen Praxis« am 11. und 12. April 2014 in Bielefeld

So wie die quantitative Sozialforschung wesentlich auf Praktiken gesellschaftlicher Administration aufruht, so haben auch qualitative Methoden ihre lebensweltlichen Vorläufer und Nachbarn. So hat die teilnehmende

Beobachtung viel mit den Rechetechneken der Reportage oder der Spionage gemein; die unterschiedlichen Formen des Interviews haben Verwandte und Vorläufer in den Befragungen durch Polizisten, Richter, Ärzte und Psychotherapeuten; die Aufzeichnungen von Bild- und Ton-Dokumenten gehören zu den Abhör- und Kontrollpraktiken von Polizisten, Sicherheitsgesellschaften und Geheimdiensten, aber auch zur Selbstdokumentation von Jugendlichen, Touristen und Familien. Die Tagung wollte die Forschungspraktiken dieser »schmuddeligen Verwandten« und ungeschliffenen Vorfahren, also die qualitativen Ethnomethoden, betrachten, um – gewissermaßen aus sicherer Distanz – eigene Reflexionsprobleme der qualitativen Sozialforschung zu behandeln.

Christian Thiel (München) verglich unter dem Titel »Auf der Suche nach der ›Wahrheit‹« das sozialwissenschaftliche Interview mit polizeilichen Vernehmungen. Seine Frage war, was die Soziologie von polizeilichen und staatsanwaltlichen Gesprächstechniken lernen kann, die sich an professionellen Lügner (erfolgreichen Hochstaplern) abarbeiten. Personen mit einem strategisch hochkompetenten, manipulativen Verhältnis zum Wissensgefälle in Interaktionen geben nicht nur Anlass zur Fahndung nach Täuschungszeichen, sie sensibilisieren auch für die narrative Konstruktion von Identitäten beider Beteiligten und die Selbst- und Fremdpositionierung in der Beziehungsarbeit von Gesprächspartnern. *Thomas Hoebel* (Bielefeld) betrachtete auf der Suche nach Forschungsmöglichkeiten über die konspirative Organisation von Dschihadisten »Strafverfahren als Feldzugang und Reflektionsraum soziologischen Forschens«. Wo ein Feldzugang nicht möglich ist, braucht es Optionen »zweitbesten« Forschung. Der Vortrag widmete sich dem Schlüssellochpotenzial, das Informationen aus Strafprozessen bieten, die vielleicht nicht juristisch, aber parasitär-soziologisch verwendbar sein können. *Michael Hutzler* (Tübingen) beobachtete die »Proto-soziologische Selbstbeobachtung beim ›Ladyfest‹«, einem postfeministischen Kulturfest mit dem Programm der Aufhebung der Geschlechtszuordnung. Gesellschaftskritik wie Alltagssoziologie sind Formen von Beobachtung, die sich durch die Annahme einer Befangenheit in Selbstverständlichkeiten alarmieren. Während sich die politische Praxis aber schnell in ihrem eigenen misstrauischen Unterscheidungsbewusstsein verfängt, scheint die ethnographische Beobachtung empörter Geschlechter eher von einer radikal unkritischen Haltung zu profitieren, die den Gegenstand freundlich umarmt statt subvertiert. *Christian Schmid* (Dortmund) und *Paul Eisenwicht* (Karlsruhe) beschrieben unter dem Titel »Ethnographic Gameness. (An)for-

derungen an FeldforscherInnen in devianten Teilkulturen«, welche kaum lehr- und lernbaren habituellen Voraussetzungen soziale Felder von ihren Ethnografen verlangen. Der Feldzugang braucht gewisse biografische Passungen. Gerade deviante Felder wie die Graffiti-Szene oder die *Hells Angels* verschließen sich Personen mit akademischem Habitus. Dieser hat seinen Einsatzort erst wieder in der Datenanalyse und in den Rückübersetzungen für das soziologische Publikum einer Studie. *Christian Meier zu Verl* (Siegen) untersuchte mit einer vergleichenden Perspektive »Die Verkörperung des Anderen. Reinszenierungen in der ethnografischen und kriminalistischen Forschung.« Man kann körperliche »Re-Enactments« neben Nacherzählungen als eine rekonstruktive Gattung im Sinne Luckmanns sehen und man findet diese Technik des Rollenwechsels sowohl in der Polizeiarbeit wie in der qualitativen Data-Session. Der Vortrag zeigte die Sequenzorganisation dieser Ethnomethode der Erkenntnisproduktion. *René Tuma* (Berlin) sprach über »Vielfalt und Form der Videointerpretation«. Er untersuchte Fälle der Nutzung von Videoaufzeichnungen in der sozialen Praxis von Fußballtrainern und Marketingexperten, die »vernakuläre Videoanalyse«. Der Vortrag demonstrierte, dass die »Interpretation« aus multimodalen Sequenzen kommunikativen Handelns vor dem Bildschirm besteht. Die Differenz der Fälle, einschließlich der sozialwissenschaftlichen Videoanalyse, ist vor allem in ihrer Kontextierung im Arbeitsbogen einer Profession zu suchen. *Isabel Brugger* (Klagenfurt) schließlich widmete ihren Vortrag den Herausforderungen, Grenzen und Möglichkeiten von »Smartphone und Kamerabrille als Aufzeichnungsmethoden«. Sowohl die alltägliche Bildproduktion durch Smartphones als auch die in der Detektivarbeit eingesetzte Kamerabrille zur verdeckten Beobachtung sind Formen dokumentarischer Aufzeichnung. Der Vortrag und die angeregte Diskussion erörterten zahlreiche Möglichkeiten der interaktionsanalytischen und ethnographischen Nutzung sowie der forschungsethischen Problematik solcher Alltagstechnologien der Dokumentation. Der Vortrag bestätigte einen Grundgedanken, der die gesamte Tagung durchzog: In sozialwissenschaftlichen wie lebensweltlichen Kontexten werden »Daten« immer im Hinblick auf die spätere kommunikative Verwendung produziert, von der her sie ihre Bedeutung bekommen.

Stefan Hirschauer

Sektion Migration und ethnische Minderheiten

Tagung »Migration, Integration und Demokratie« am 24. und 25. Oktober 2013 in Hamburg¹

Die Tagung wurde gemeinsam mit dem Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) und dem Institut für Soziologie der Universität Hamburg geplant und durchgeführt. Sie fand am HIS statt und war mit insgesamt 70 Teilnehmenden aus dem In- und Ausland sehr gut besucht. Neben Studierenden, PromovendInnen, Postdocs, jüngeren und »Senior«-WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Hochschulen, Instituten und Fachrichtungen waren auch VertreterInnen von Behörden und PraktikerInnen der Einladung gefolgt.

Migrationsforschung als Public Sociology?

In der öffentlichen Podiumsdiskussion mit dem Titel »Umstrittene Migration – engagierte Soziologie. Zum Selbstverständnis der Migrationsforschung in der Demokratie« ging es um eine Reflektion der Erfahrungen mit migrationswissenschaftlicher Intervention in politische Debatten. Einleitend skizzierte Moderator *Norbert Cyrus* (Hamburg), anknüpfend an Michael Burawoys Überlegungen zu einer *Public Sociology*, vier Haltungen, die MigrationswissenschaftlerInnen zum gesellschaftlichen Dialog einnehmen können: Kritische, akademische, öffentliche und politikberatende Haltungen. Die vier MigrationsforscherInnen *Annette Treibel* (Karlsruhe), *Naika Foroutan* (Berlin), *Ludger Pries* (Bochum) und *Vassilis Tsianos* (Hamburg) berichteten über ihre Aktivitäten und Erfahrungen mit der Beteiligung am gesellschaftlichen Diskurs. Sie repräsentier(t)en dabei die vier unterschiedlichen Haltungen in der Frage, auf welche Weise soziologische Expertise in die öffentliche Debatte eingebracht werden kann oder soll – oder welche Gründe es auch gibt, davon Abstand zu nehmen.

1 Eine Langfassung dieses Beitrags mit zusätzlichen Informationen zur Tagung und weiteren Aktivitäten der Sektion befindet sich auf der Webseite der Sektion unter www.sociologie.de/de/sektionen/sektionen/migration-und-ethnische-minderheiten/ueber-die-sektion/jahresberichte-und-tagungsberichte.html.

Im Anschluss an die Statements diskutierten Plenum und Podium lebhaft das Für und Wider des Integrationsbegriffs einerseits und einer Public Sociology im Sinne Burawoys andererseits. So wurde auf eine bestehende Dilemma-Situation hingewiesen, die insbesondere die WissenschaftlerInnen mit offensichtlichem Migrationshintergrund auch persönlich betrifft. Sie erleben mehr oder weniger subtile rassistische Ausgrenzung als alltägliche persönliche Erfahrung; sie machen aber auch die Erfahrung, dass ihnen die Aufgabe der kritischen Aufarbeitung und Reaktion auf Rassismus »überlassen« wird und sie sich allein gelassen fühlen. Zudem birgt das Eingehen auf Provokationen immer auch die Gefahr der Aufwertung und Befeuerung einer politisch unkorrekten Debatte. Migrationsforschung, so wurde ergänzt, ist schon mit Blick auf die normativen und epistemologische Konstitution des Untersuchungsgegenstandes keine wertneutrale Angelegenheit, sondern demokratischen und menschenrechtlichen Werten verpflichtet. Es sei daher auch eine Verpflichtung und Gebot der Fairness, dass MigrationsforscherInnen sich in Debatten zu Wort melden und den Einspruch ganz bewusst nicht nur den direkt Angegriffenen zu überlassen. Der Migrationsforschung, so wurde unter Rückbezug auf die von Burawoy unterschiedenen Haltungen argumentiert, stehen dabei für mögliche öffentliche Interventionen verschiedene Register zur Verfügung. Diese sollten auch arbeitsteilig genutzt werden. Allerdings wird nicht jede/r, die/der Stellung bezieht, auch »erhört« – und man solle sich als MigrationsforscherIn nicht zu stark vom öffentlichen Diskurs vereinnahmen und durch kurzfristige Ereignisse vom Forschungsschwerpunkt ablenken lassen.

Vorträge und Forschungsprojekte

Im ersten Panel am 24. Oktober 2013 ging es unter der Moderation von *Ulrich Bielefeld* (Hamburg) um die Thematik »Integrative Demokratie – demokratische Integration«. *Ursula Birsl* (Marburg an der Lahn) machte mit ihrem Vortrag über »Bürgerschaft und Demokratie in der Migrationsgesellschaft« den Auftakt. Sie spannte aus politikwissenschaftlicher Perspektive einen breiten Bogen zu grundsätzlichen Fragen der Freiheit, Gleichheit und Partizipation in der Migrationsgesellschaft. *Nikola Tietze* (Hamburg) reflektierte im Anschluss über »Migrationsforschung als Soziologie der Kritik«. Aus ihrer Sicht weist die Migrationsforschung ein erhebliches Defizit auf, da sie die Kritik von EinwanderInnen an der Einwanderungsgesellschaft, ihre kritische Kompetenz nicht systematisch berücksichtige. Den

Schlusspunkt dieses Panels setzte *Ludger Pries* (Bochum) mit seinem Beitrag zur »Chancengleichen Teilhabe als Integration in der Migrationsgesellschaft«. Er plädierte für eine Beibehaltung der Integrations-Perspektive in der Form, wie sie der Sachverständigenrat in seinem Gutachten von 2004 entwickelt habe, sprach sich aber auch für neue zentrale Konzepte einer »vorausschauenden Teilhabe« und »transnationalen Mobilität« aus.

Im zweiten Panel wurden zwei aktuelle Forschungsprojekte präsentiert. Zunächst stellte *Susanne Worbs* (Nürnberg, Schwäbisch Gmünd) ihre am BAMF entstandene Studie zum Thema »Deutsche/r werden – Deutsche/r bleiben? Demokratische Implikationen der Optionsregelung« vor. Im Anschluss referierte *Constantin Wagner* (Frankfurt am Main) über »Weißsein als Dimension des Öffentlichen Dienstes«.

Im dritten Panel am 25. Oktober 2013 ging es zunächst unter der Moderation von *Frank-Olaf Radtke* (Frankfurt am Main) um weitere aktuelle Forschungsprojekte. *Christiane Bausch* (Duisburg-Essen) reflektierte in ihrem politikwissenschaftlichen Beitrag »Inklusion durch Selbstvertretung? Die Repräsentationsleistung von Ausländer- und Integrations(bei)räten« das Konzept der Repräsentation und berichtete über ihre Untersuchung in vier ausgewählten Städten. *Patricia Pielage* (Bielefeld) referierte aus dem Kontext des SFB 882 »Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten« an der Universität Bielefeld über das Projekt »Migration, Integration und Demokratie an der Universität – eine kritische Perspektive«. *Linda Supik* (Frankfurt am Main, Münster) stellte Ergebnisse aus ihrer Dissertation vor und referierte über »Statistik und Rassismus. Die statistische Erfassung von »Rasse«/Ethnizität und die Messung von Diskriminierung am Beispiel des britischen Zensus«.

Im anschließenden vierten Panel wurde unter der Moderation von *Magdalena Nowicka* (Berlin) zwei Vorträge zur Fragestellung »Geschlossene Grenzen – Offene Demokratie: Wie passt das zusammen?« gehalten, welche die Tagung zugleich abrundeten. Zunächst stellten *Steffen Mau* und *Christof Roos* (Bremen) ihren Beitrag mit dem Titel »Partikularistischer Universalismus. Paradoxien im Diskurs um die Öffnung und Schließung von Grenzen« vor. Sie wiesen in ihrer Politik-, Makro- und Diskursanalyse auf die zahlreichen und widersprüchlichen Konzepte und Normierungen bei der Thematisierung von Grenzen hin. *Anja Weiß* (Duisburg-Essen) verdeutlichte in ihrem abschließenden Vortrag über »Nationalstaat – Wissenschaft – Demokratie« nochmals die großen Linien der Tagung und nahm außerdem eine eigene programmatische Positionsbestimmung jenseits eines »methodologischen Nationalismus« vor.

Zusammenfassung und Ausblick

Die Sarrazin-Debatte 2010 stellt offenkundig eine Zäsur für die Thematik der Tagung dar. Aktueller Bezugspunkt der Diskussionen waren außerdem die zum Zeitpunkt der Tagung im Oktober 2013 besonders virulente Thematik von Flucht (insbesondere die ertrunkenen Flüchtlinge vor Lampedusa), Asyl und sogenannte binneneuropäische Armutsmigration. Den Integrations-Begriff empfinden viele KollegInnen als politisch so stark aufgeladen, dass auf ihn häufig bewusst verzichtet wird. Die Werthaltigkeit von Positionen ist kein ›Privileg‹ einer Seite: Sie ist sowohl bei BefürworterInnen als auch bei GegnerInnen des Integrations-Konzepts feststellbar. Die ›Lagerbildungen‹ in der Migrationssoziologie werden teils beklagt, teils pragmatisch konstatiert; gleichzeitig werden interdisziplinäre Anschlüsse für unverzichtbar gehalten. Die Frage des Selbstverständnisses schwingt offenkundig immer mit, ohne ausführlich (genug) thematisiert zu werden. Positionierungen in Wissenschaft und Politik, die an einen herangetragen werden oder die man selbst vornimmt, werden von den Kolleginnen und Kollegen mehrheitlich als Dilemmata erlebt. Die angeregte Debatte zu »Umstrittene Migration, engagierte Soziologie« setzte sich auf der Mitgliederversammlung der Sektion fort. Dies markierte den Bedarf, die Spannung zwischen ›Engagement und Distanzierung‹, zwischen Wissenschaft und Zeitgenossenschaft auch in Zukunft und noch stärker als integralen Aspekt und Herausforderung der soziologischen Migrationsforschung kontinuierlich und systematisch zu reflektieren.

Annette Treibel, Norbert Cyrus

Arbeitskreis Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen

Tagung »Organisation und Gedächtnis« am 13. und 14. März 2014 in Hamburg an der Führungsakademie der Bundeswehr

Die beiden vorangehenden Tagungen des Arbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen hatten sich mit der Sozialität des Erinnerns (Augsburg 2012) und dem Körpergedächtnis befasst. Das Thema der diesjährigen, von der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung finanziell unterstützten Tagung in Hamburg war ein ›klassischer‹ Gegenstand soziologischen Denkens: Die Organisation.

Nina Leonhard (Hamburg) – die die Tagung gemeinsam mit Oliver Dimbath, Hanna Haag und Gerd Sebald organisiert hatte – akzentuierte in ihrer Einführung die »Doppelnatur« dieses Themas: Es sollte diskutiert werden, wie Organisationen Gedächtnisse und wie Gedächtnisse Organisationen organisieren.

Im Auftaktvortrag zum ersten Panel »Theoretische Perspektiven auf das organisationale Gedächtnis« von *Oliver Dimbath* (München) wurden einige Grundpositionen der organisationswissenschaftlichen Gedächtnisforschung dargelegt. Aus einer gedächtnistheoretischen Perspektive beleuchtete er den Zusammenhang zwischen moderner Gesellschaft und bürokratischer Organisation. In beiden Bereichen stünde das Vergessen im Mittelpunkt: Die Moderne und sich an Umweltbedingungen anpassende Organisationen seien auf das Neue, auf die Zukunft fixiert; Tradition und Erfahrung hingegen würden als Hindernis empfunden und daher abgewertet.

Inspiziert von der Theorie der *Economic Conventions*, befasste sich *Arjan Kozica* (Hamburg) mit der normativ-pragmatischen Dimension des organisationalen Gedächtnisses. Kozica begriff Erinnern als Prozess und sprach von *Organisational Remembering* statt von *Organisational Memory*. Hierfür bezog er sich zwar auf Arbeiten zum organisationalen Gedächtnis, kritisierte aber das darin zum Ausdruck gebrachte Gedächtnis- und Wissenskonzept: Dem Gedächtnis dürfe kein (rein) objekthafter, materieller Charakter zugeschrieben werden, da auch Routinen, Praktiken, Normen und Werte als Speicher von Erfahrungen und Entscheidungen fungierten, weshalb Konventionen diesem sozialen Gedächtnis zuzurechnen seien.

Anja Mensching (Suderburg) ging von der Annahme aus, dass Organisationen durch ständige Erinnerung an und Rückgriff auf die Vergangenheit ihren Fortbestand sicherten. Die Thesen ihres Vortrags, entwickelte sie auf Basis der Systemtheorie sowie der dokumentarischen Methode (Bohnsack). Sie verstand damit Organisationen als soziale Systeme, Gedächtnis als Funktion und Entscheidungen sowie Praktiken als jene Elemente, die die Reproduktion des Systems gewährleisteten. Hierbei kritisierte sie Luhmanns exklusiven Fokus auf Entscheidungen. Denn nicht nur das diesen zugrunde liegende explizite bzw. explizierbare Wissen, sondern auch das in Praktiken zum Ausdruck gebrachte implizite, habitualisierte, konjunktive Wissen trüge in entscheidendem Maße zur Reproduktion der Organisation bei.

Um »Formen und Funktionen des organisationalen Gedächtnisses« ging es im zweiten Tagungspanel. *Christian Gärtner* (Hamburg) identifizierte (Management-)Tools als »(Erscheinungs-)Formen« des sozialen Gedächtnis-

ses in Organisationen. Tools hielten Wissen bereit und ermöglichten über entsprechende Tool-Anpassungen organisationales Lernen. Gleichzeitig seien sie als »organisationales Gehirn« zu verstehen, das Entscheidungsprozesse rational(er) mache. Durch diese beiden Funktionen würden bestimmte Handlungsaufforderungen materialisiert, präformiert und affirmiert. Die dabei vorgenommenen gedächtnishaften Selektionen gewährleisteten Anschluss an die Vergangenheit.

Im Fokus von *Stefan Kirchners* (Hamburg) Ausführungen stand das Selbstverständnis von Organisationen. Ein solches erfordere ein hohes Maß an Kontinuität, die über zwei organisationsinterne, interagierende und interdependente Gedächtnisarten gewährleistet sei: den »Text der Identität« und die als »Kultur« zusammengefassten Aktivitäten und Praktiken. Kirchners empirisches Fallbeispiel illustrierte, wie eine Unternehmensübernahme zu schwerwiegenden Veränderungen des »organisationalen Identitätstextes« und der »organisationalen Kulturen« geführt und Divergenzen zwischen den Erinnerungen der Mitarbeiter und der Organisation verursacht habe. Die Folgen seien eine Krise der organisationalen Identität und eine Einschränkung der Funktionsfähigkeit der Organisation.

Auch *Tim Schröder* (Bremen) beschäftigte sich aus systemtheoretischer Perspektive auf der Basis von Gedächtnisprozessen mit organisationalen Veränderungen. Er ging ebenfalls von der Annahme aus, Gedächtnisse erzeugten Kontinuität. Hierfür müsse eine dynamische Stabilität zwischen Variation (Vergessen) und Selektion (Erinnern) vorliegen; nur dann stünden Wiederholungszwang und Selbstvergessenheit in einem »gesunden Verhältnis«, wodurch der Umgang mit dem »Gedächtnisproblem« des Wandels ermöglicht werde.

Stefan Joller (Koblenz-Landau) leitete das dritte Panel ein, das sich um »Die Vergangenheit der Organisation und die Organisation der Vergangenheit« drehte. Auch er griff auf Luhmanns Verständnis von Organisationen als Entscheidungssysteme zurück und hob damit den prozesshaften Charakter des Gedächtnisses hervor. Ihm ging es vor allem um die je gegenwärtige Realisierung von Erinnerungen. Exemplarisch an der Berichterstattung der Süddeutschen Zeitung zum Fall Guttenberg ausgeführt, zeigte er, wie Gedächtnisinhalte vor dem je aktuellen Hintergrund neu vergegenwärtigt werden, sodass selbst dann eine Neuzuschreibung von Bedeutung stattfindet, wenn das »Wiedererinnerte« in eigentlich fixierter Form (hier bspw. als Artikel) vorliege.

Wolfgang Schmidt (Hamburg) beschäftigte sich mit den Umdeutungspraktiken im Hinblick auf die Vergangenheit. Anhand der »Causa Mölders« analysierte er, wie und mit welchen Konsequenzen die Organisation Bundeswehr Traditionen erfindet, pflegt oder abschafft. Beispielhaft zeigte er dabei, wie verschiedene Akteure um die Deutungshoheit über die Vergangenheit kämpfen, weil Traditionen entscheidend sind für den Gruppenzusammenhalt, das Selbstverständnis der Organisation und deren Identität.

Dieser Aspekt stand auch im Fokus des abschließenden vierten Tagungspanels »Zeitgeschichtliche Auseinandersetzung im organisationalen Gedächtnis«. *Pamela Heß* (Frankfurt am Main) präsentierte empirische Ergebnisse zum Verhältnis zwischen »Zeitzeugen und »staatlich organisierte[n]« Erinnerungen«. Im Rückgriff auf die Theorie des Neo-Institutionalismus und James Colemans Konzept einer asymmetrischen Gesellschaft postulierte Heß, dass gesellschaftliche Vorstellungen und Erwartungen Organisationen bestimmten und es zu einem Machtgefälle zwischen Zeitzeugen und Organisationen komme. Sie führte aus, dass divergierende Interessenlagen und Perspektiven sich in unterschiedlichen Erinnerungen niederschlugen, was Konflikte zwischen den »Gedächtnis-Akteuren« nach sich ziehe. *Elisa Goudin-Steinmann* (Paris) beschäftigte sich ebenfalls mit staatlich organisierter Erinnerung und organisationsinternen »Deutungskämpfen« im Rahmen der Berliner Kulturorganisation »Kulturhaus Mitte« zur Zeit der DDR. Ihre Analysen stellten aber auch exemplarisch die intentionale Konstruktion eines Gedächtnisses sowie Differenzen zwischen den inoffiziellen Aushandlungen und dem öffentlich-präsentierten Gedächtnis dar. Während intern verschiedene Deutungen der Vergangenheit konkurrierten, war die nach außen kommunizierte Interpretation – auf Grund politischer Vorgaben – möglichst vollständig, eindeutig, sodass eine ideologiekonforme Welt geschaffen werden konnte. *Yvonne Kalinna* (Magdeburg) berichtete von einer gänzlich anderen Gedächtnispolitik: Die Gedenkstätte am ehemaligen innerdeutschen Grenzübergang Marienborn präsentiere zwar ebenfalls eine im politischen Prozess konstituierte Version der Vergangenheit, doch die Darstellungen seien explizit »offen« für Interpretationen. Rekonstruierbare Transformationsprozesse belegten aber beispielhaft die Organisation kollektiver Erinnerung bzw. Kommemoration an Gedenkstätten: Gewachsene, authentische Raumstrukturen eines Ereignisortes würden verändert, um einen Gedächtnisort zu schaffen; »Ursprüngliches« werde überformt und Materialitäten würden neue Funktionen zugeordnet, um die Erinnerung den Erfordernissen der Gegenwart anzupassen.

Zum Abschluss der Tagung hielt Oliver Dimbath resümierend fest, dass im Wesentlichen zwei Organisationsformen des Gedächtnisses adressiert worden seien: Der ökonomisch motivierte Wunsch, zweckrational mit der Vergangenheit umzugehen, stünde den Belangen einer eher wertrational zu begreifenden Organisation des kollektiven Erinnerns gegenüber. Die Tagung habe somit die Frage aufgeworfen, inwieweit sich diese beiden Aspekte des Organisierens gewinnbringend auf den Gegenstandsbereich des jeweils anderen anwenden lasse.

Marie-Kristin Döbler

Ulrich Beck zum 70. Geburtstag

Niemand bestreitet, dass Ulrich Beck als der weltweit meist zitierte deutschsprachige Sozialwissenschaftler sehr viel für die »öffentliche Wirksamkeit« der Soziologie getan hat. Aber zumindest in der einschlägigen, deutschsprachigen »scientific community« blicken manche nach wie vor mit Skepsis auf den Jubilar, den sie eher als Zeitdiagnostiker denn als »richtigen« Soziologen wahrnehmen.

Freilich kann man unterschiedlicher Meinung darüber sein, was denn die »richtige« Soziologie sein soll. Dies umso mehr, als Soziologie insbesondere unter gesellschaftstheoretischen Perspektiven immer auch Zeitdiagnose war. Aber nicht nur bei der Zeitdiagnose hat Ulrich Beck eindeutig Maßstäbe gesetzt. Dies zeigt ein Blick auf seine sozialwissenschaftliche Karriere, die in dem von ihm nachhaltig geprägten SFB 101 in München begann.

Unter dem Titel »Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung« beschäftigte er sich (gemeinsam mit Michael Brater) mit einer »Soziologie der Arbeit und Berufe«. Deren Ergebnisse muten von den Formulierungen her heute vielleicht ein wenig angestrengt an. Aber dass es seither keine neue »Soziologie der Arbeit und Berufe« gegeben hat, liegt nicht an Ulrich Beck, sondern an einem (nach wie vor unzureichend erfassten) Strukturwandel der Arbeit, den er unter anderem mit seinen Überlegungen sowohl zur »Brasilianisierung der Arbeit« als auch zur »Bürgerarbeit« kritisch begleitet hat.

Bekannt geworden ist Beck allerdings weniger über seine arbeitssoziologischen Analysen. Weit wichtiger waren seine risikosoziologischen Überlegungen, die sich in dem weltweit rezipierten Buch zur »Risikogesellschaft« niederschlugen. Die »Risikogesellschaft« war das richtige Buch zum richtigen Zeitpunkt. Parallel zur Katastrophe von Tschernobyl erschienen, lieferte es Argumente nicht unbedingt zur Bewältigung, wohl aber zur Realisierung der Katastrophe. Auch wenn man Tschernobyl zunächst im Schema »schlechte Ost-, gute Westkraftwerke« zu rezipieren versuchte, so wurde angesichts der europaweiten Folgeschäden sehr schnell klar, dass diese Wahrnehmung unzureichend war. Dies umso mehr, als es 1979 in Harrisburg eine durchaus vergleichbare Beinahe-Katastrophe gegeben hatte. Beide Ereignisse machten deutlich, dass die Kernkraft eine offensichtlich nur begrenzt beherrschbare Technologie darstellt, die überdies Zweifel an den

gängigen Vorstellungen einer unaufhaltsam wachsenden Beherrschung der äußeren und inneren Natur durch den wissenschaftlich-technischen Fortschritt weckt.

Dass der wissenschaftlich-technische Fortschritt zu einer wachsenden Beherrschung der äußeren und inneren Natur führen werde, ist eine seit der Aufklärung verbreitete Überzeugung, die für Marx ebenso galt wie etwa für den kritischen Rationalismus oder die Kritische Theorie. Zwar bewerteten Popper, Horkheimer und Adorno den wissenschaftlichen Fortschritt unterschiedlich. Aber ungeachtet aller Differenzen hielten sie ihn für unaufhaltbar und stellten auch nie in Frage, dass die Potentiale einer instrumentellen Beherrschung der äußeren und inneren Natur unaufhaltsam wachsen. Erst seit den siebziger Jahren mehrten sich die Stimmen derer, die Destruktivitätspotentiale und Grenzen des wissenschaftlichen Fortschritts entdeckten. Am Beispiel von Tschernobyl hat Ulrich Beck diese Zweifel verstärkt und in eine systematische Form gebracht. Der wissenschaftlich-technische Fortschritt, so seine These, kann in Gestalt von nicht intendierten Nebenfolgen zu kontraproduktiven Effekten führen, und es spricht manches dafür, dass die nichtintendierten Effekte die intendierten langfristig übersteigen können. Es zeichnet sich daher eine Dialektik der Verwissenschaftlichung ab, die durch wachsende Präzision im Detail bei zunehmenden Unschärfen des Gesamtzusammenhangs gekennzeichnet ist und die im Extremfall zu irreversiblen Veränderungen der ökologischen Grundlagen des Lebens führen kann. Diese Beobachtung führte Beck aber nie zu einer wissenschaftsaversen Position. Vielmehr ist die Verwissenschaftlichung für ihn ein irreversibler Prozess, der allenfalls reflexiv gesteuert und begleitet werden kann (wobei offen bleibt, wie dies im Detail aussehen kann und soll).

Mindestens ebenso wichtig wie die wissenschafts- und technikkritischen Argumentationen sind freilich seine Überlegungen zu einem Strukturwandel der Vergesellschaftung in modernen Gesellschaften. Schon 1983 publizierte er seine Thesen zu einer Vergesellschaftung »jenseits von Stand und Klasse«, die später unter dem Stichwort der »Individualisierung« diskutiert worden sind. Zwar ist inzwischen unumstritten, dass Individualisierungsprozesse keineswegs eine Angelegenheit der letzten Jahrzehnte sind. Aber dass der Individualisierungsschub in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer Auflösung der »Großgruppengesellschaft« geführt hat, ist ein Prozess, den Beck erstmals auf den Punkt gebracht hat. Wie in vielen

anderen Bereichen haben seine Argumentationen hier zu einer entscheidenden Veränderung des Blickwinkels geführt. Denn wir leben offensichtlich nicht mehr in der klassischen »Großgruppengesellschaft«. Die Prägungen durch vorgängige Klassen- und Gruppenzugehörigkeiten sind zwar keineswegs verschwunden, aber sie sind unschärfer geworden und haben überdies angesichts der Überlagerung der Reichtums- durch Risikokonflikte an Bedeutung verloren. Es ist eben dieser Blickwechsel, den Ulrich Beck begründet und angestoßen hat, und der in der internationalen Diskussion auf mehr Resonanz gestoßen ist als in der deutschsprachigen.

Freilich kann man sich darüber streiten, wie Strukturbeschreibungen einer Vergesellschaftung jenseits klassischer Klassengesellschaften aussehen, und Ulrich Beck behauptet auch nicht, hier letztgültige Analysen zu liefern. Sein Anspruch ist vielmehr, neue Sichtweisen auf Gesellschaft in die Diskussion zu bringen, und dies ist ihm ohne Frage gelungen. Jenseits von »Risiko« und »Individualisierung« gilt dies auch für ein weiteres Stichwort: den »Kosmopolitismus« bzw. die »Kosmopolitisierung der Gesellschaft. Moderne Gesellschaften, so Beck, sind in ihrer Selbstbeschreibung, wie sie unter anderem von der Soziologie geliefert werden, grundsätzlich den Prinzipien eines »methodologischen Nationalismus« verhaftet. Denn sie beschreiben sich als Nationalstaaten, obwohl viele der zu bewältigenden Probleme in diesem Rahmen nicht mehr verhandelt werden können. Dies bedeutet nicht, dass der Nationalstaat »verschwindet« - im Gegenteil. Wohl aber, dass neue Probleme auftauchen, die im Rahmen des Nationalstaats nicht bzw. nur unzureichend bewältigt werden können.

Zwar ist die kosmopolitische Perspektive keineswegs neu – schon Ferdinand Tönnies sprach von Kosmopolitismus und Weltbürgertum. Aber der Kosmopolitismus im Sinne von Beck verweist auf eine andere, weit weniger normativ akzentuierte Perspektive. Kosmopolitismus verweist für Beck auf einen Strukturwandel moderner Gesellschaften, die sich unter den Bedingungen der Globalisierung in ihren Kernbestandteilen ändern. Moderne Gesellschaften sind also nicht mehr »einfach modern«, sondern zeigen Anzeichen einer »zweitmodernen« Strukturierung, die ihrerseits auf »kosmopolitische« Akzentsetzungen verweist.

Die Unterscheidung zwischen »erster« und »zweiter« (oder »einfacher« und »reflexiver«) Moderne ist nach wie vor umstritten. Aber dass sich moderne Gesellschaften weiter entwickeln und die Entwicklungsrichtung nicht unbedingt den von Talcott Parsons formulierten Perspektiven ent-

spricht, lässt sich kaum in Frage stellen. Die Modernisierung der Moderne führt zu neuen Strukturbildungen in sozialer und ökonomischer Hinsicht, die mit den klassischen Modellierungen von Marx über Weber bis hin zu Parsons kaum angemessen beschrieben werden können. Eben hier liegt ein entscheidendes Verdienst von Ulrich Beck. Mit seiner Kritik an den »Zombie-Kategorien« der klassischen Soziologie, also an Kategorien, welche die Wirklichkeit nicht mehr treffen, aber den Diskurs beherrschen, macht er darauf aufmerksam, dass die Analyse modernisiert-moderner Gesellschaften neue Begrifflichkeiten erfordert, die es auszuprobieren, weiter zu entwickeln und empirisch zu überprüfen gilt. Der Zweifel an klassischen Beschreibungsmodellen und die Suche nach neuen Perspektiven stehen ohne Frage im Zentrum des Beck'schen Schaffens. Und mit seinen pointierten Begriffen (von der »Risikogesellschaft« über den »Fahrstuhleffekt« bis hin zum »Merkiavellismus«) liefert er wichtige Stichworte für einen neuen Blick auf die Gegenwartsgesellschaft, der die Soziologie verändert und bereichert hat.

Die Deutsche Gesellschaft für Soziologie kennt - jenseits der Nachwuchspreise - zwei Auszeichnungen für verdiente Soziologen und Soziologinnen: Den »Preis für Herausragende Leistungen auf dem Gebiet der Öffentlichen Wirksamkeit der Soziologie« und den »Preis für ein hervorragendes Wissenschaftliches Lebenswerk«. Dass Ulrich Beck bislang nur den ersten Preis erhalten hat, mag etwas mit seinem Alter zu tun haben. Aber auch mit 70 ist sein Lebenswerk noch nicht vollendet. Dies umso weniger, als ihm 2012 vom Europäischen Forschungsrat ein Projekt zum Thema »Methodologischer Kosmopolitismus am Beispiel des Klimawandels« mit fünfjähriger Laufzeit bewilligt wurde. Auf der anderen Seite steht die (2004 erfolgte) Preisverleihung doch für eine spezifische Wahrnehmung seines Schaffens. Es bleibt zu hoffen, dass sein Forscherdrang und sein kritischer Blick der Soziologie noch lange erhalten bleiben.

Wolfgang Bonß

Call for Papers

Leibmessen:

Experimentelle Optimierung von Körper und Alltag

Tagung der Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung am 21. und 22. November in 2014 in Tübingen

Dass die Moderne sich der Optimierung des Lebens verschrieben hat und ihren Optimierungsimpuls auf den Körper ausgedehnt hat, wissen wir schon seit Hygienebewegungen, Breitensport und dem Boom kosmetischer Operationen. Dennoch kommen wir nicht umhin, in den letzten Jahren eine Steigerung zu bemerken.

Zum einen haben Praktiken des »Enhancements« und der Optimierung der Leistungsfähigkeit des eigenen Körpers immens zugenommen. Die gezielte Modifikation einzelner Körperteile oder ihrer Funktionen reicht von der Optimierung des Schlafs oder des individuellen Verhältnisses von Körper zu Kaffee und Fettszufuhr bis zu Versuchen mit Cochlea-Implantaten oder mit unter die Haut implantierten Magnetplättchen, wie sie zum Beispiel die Mitglieder des Cyborgs e. V. auf ihren »plug'n'play« Treffen durchführen. Einige dieser Techniken haben ihren Ursprung in der medizinischen Prothetik, andere werden für den individuellen Körper und die jeweils eigene Idee neu entwickelt. Es scheint, dass eine Orientierung, wie wir sie aus dem Doping im professionellen Sport kennen, in alle Bereiche des Alltags importiert wird. Oder gibt es ganz andere Gründe? Andere Orientierungen?

Zum anderen ist die Rechenbarmachung des Alltags sprunghaft vorangegangen. Smartphones, Apps und erschwingliche Messgeräte mit Mikrosensorik erlauben immer differenzierte Messungen »am eigenen Leib«. Mit dem technisierten Vermessen gepaart finden auch hier geradezu naturwissenschaftlich anmutende experimentielle Erkenntnispraktiken Verbreitung: Ernährungsselbstversuche zur Konzentrationssteigerung oder die Suche nach der perfekten Balance von Ausdauertraining und Kalorienzufuhr wer-

den nicht nur am eigenen Leib durchgeführt, sondern ausgewertet, öffentlich dokumentiert und diskutiert. Ist das etwas anderes als das Fachsimpeln mit den Mittrainierenden im Fitnessstudio oder das Gewichtsvergleichen in der örtlichen Abnehmgruppe?

Die Vorstellung des »Besser-werden-Wollens«, der Selbstoptimierung scheint für die, die ihren Körper verändern oder ihn vermessen, disziplinieren und technisieren, handlungsleitend zu sein. Sie ist anschlussfähig an eine Reihe gesellschaftliche Diskurse: Ratgeberliteratur zur Optimierung der beruflichen Leistungsfähigkeit wie der privaten Lebensführung, Selbstsorge-Diskurse über Gesundheit, Diskurse über Körperideale und zielführendes Ernährungsverhalten. Zugleich etablieren sich Formen der soziotechnischen Organisation, die diesen Praktiken Foren schaffen und die so sowohl als Treiber als auch als institutionelle Stimme kollektiver Vernunft wirken können. So mag ein Gewichtsverlust in der eigenen Diätgruppe einen Achtungserfolg bringen, wenn man aber vor dem Hintergrund des Wissens um das statistische Mittel aller Nutzer der gleichen Alterskohorte schlecht da steht, hat das mit der Selbstoptimierung offenbar trotzdem nicht geklappt.

Die Tagung wird von der Vermutung geleitet, dass die genannten Beispiele nicht nur Indizien für eine quantitative Zunahme von Optimierungspraktiken sind, sondern einen gesellschaftsweiten sozialen Wandel anzeigen: die Verlagerung von aktiver Optimierung, Messung und Kontrolle von gesellschaftlichen Instanzen in die Individuen selbst und damit zu neuen Verhältnissen von Technik, Körper und Wissen. Die Tagung will vor diesem Hintergrund zur Klärung folgender Fragen beitragen und lädt zur Einreichung entsprechender Abstracts ein:

1. Welche neuen Formen der Selbstoptimierung lassen sich ausmachen, welche Formen der Organisation werden um sie herum eingerichtet und welche neuen Körper-Technik Koppelungen entstehen dabei?
2. An welche relevanten Diskurse schließen die Debatten um die Optimierung des Körpers und die Optimierung des Alltags sinngebend an? Unterscheiden sich die Formen der Legitimation und Rationalisierung von denen anderer Praktiken im Rahmen dieser Diskurse?
3. Macht es einen Unterschied, auf welchen Gegenstandsbereich sich das Messen, Auswerten und Optimieren bezieht? Ist die Optimierung des Körpers etwas anderes als die Optimierung von Produktivität und Freizeitaktivität?

4. Welche Rolle spielen neue Technologien, insbesondere digitalisierter und vernetzter Art, für Praktiken der Selbstoptimierung? Unterscheidet sie sich von der Rolle der in der Tradition von Foucault beschriebenen Technologien des Selbst?
5. Welche methodischen und methodologischen Herausforderungen sind mit der Untersuchung dieser neuen Phänomene verbunden?
6. Mit welchen Konzepten und mit welchen theoretischen Zugängen lassen sich die Phänomene der Selbstvermessung und -optimierung fruchtbar beschreiben?

Während der Tagung können Kinder von Referentinnen und Referenten betreut werden. Die Betreuungskosten übernimmt die GWFT.

Einreichungen erbitten wir bis zum **15. Juli 2014**, Rückmeldungen über die Annahme der Präsentationen geben wir bis zum 1. September. Die Ein-sendung von Abstracts im Umfang von max. 1 Seite (3.000 Zeichen inkl. Leerzeichen) bitte an:

Jörg Strübing

E-Mail: joerg.struebing@uni-tuebingen.de und

Jan-Hendrik Passoth

E-Mail: passoth@soz.tu-berlin.de

Strukturwandel der Arbeit(swelt)

Tagung am 23. und 24. Oktober 2014 an der Universität Kassel

Industrie 4.0, Fachkräftemangel, Comeback der Gewerkschaften – in der medialen Berichterstattung ist der Strukturwandel der Arbeit(swelt) mit unterschiedlichen Begriffen und Phänomenen präsent. Aus wissenschaftlicher Perspektive lassen sich die dahinterstehenden zentralen Wandlungsprozesse drei Ebenen betrachten:

1. auf der Ebene der Betriebe mit veränderten Arbeitsformen und Arbeitsorganisation,
2. auf der Ebene des Arbeitsmarktes in Form sektoraler Verschiebung, ausdifferenzierten Arbeitsverhältnissen und segmentierten Beschäftigten-gruppen sowie

3. auf der Organisationsebene mit dem Wandel der Gewerkschaften.

Die damit skizzierten Veränderungen vollziehen sich im Zuge des Übergangs von der Industrie- zur Wissensgesellschaft und verlaufen im Kontext eines sowohl wirtschaftlichen, ökonomischen sowie soziokulturellen Strukturwandels. Diese Veränderungsprozesse und ihre Auswirkungen auf der betrieblichen, arbeitsmarktlichen und organisationalen Ebene stehen im Zentrum der Tagung. Sie induzieren unterschiedliche Wandlungs- und Transformationsprozesse, die veränderte Strukturen, Konflikte, Strategien, Handlungslogiken und Akteurskonstellationen hervorbringen. Für die Tagung werden vorrangig Themenvorschläge berücksichtigt, die sich einem der folgenden drei Panels zuordnen lassen:

Panel 1: Wandel der Betriebe

Die Kontinuität der betrieblichen Form – in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihren inneren Prozessen und Strukturen – war eines der zentralen Merkmale des Kapitalismus in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. In den Betrieben verdichteten sich die bekannten Widersprüche und Antagonismen, gleichzeitig stellten sie die (mikro-)politischen Bühnen ihrer Bearbeitung dar. Betriebe galten als Horte stabiler (Re-)Produktion und damit als geregeltes Gegenprinzip zum Markt, ablesbar an jahrzehntelangem Größenwachstum oder an stabilen Erwerbsverläufen und beruflichen Aufstiegsperspektiven der Beschäftigten. Und schließlich galten die Betriebe als Orte mit eigener Verfassung, die ein Mindestmaß an demokratischer Vergesellschaftung durch die Mitbestimmung sicherstellte.

All dies hat sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten rasant verändert: Innerbetriebliche Wertschöpfungsketten lösen sich auf, und die stabilen betrieblichen Kerne schrumpfen. Unternehmen beantworten die Frage »Make or Buy?« immer öfter mit dem Zukaufen von Produkten und Dienstleistungen. Cost- und Profit-Center-Strukturen sind oft die ersten Vorstufen zum Outsourcing, Arbeiten werden häufig nicht mehr von Organisationsmitgliedern ausgeführt, sondern »prekär hinzugekauft« (Leiharbeit, Werkverträge, Crowdsourcing; vgl. Panel 2). Projektarbeit entwickelt sich immer mehr zum prägenden Format der Arbeitsorganisation. Innerbetriebliche Netzwerke ersetzen vertikale Steuerungsmodi. Mit den Neuen Eigentümern (Paul Windolf) ziehen auch neue Prinzipien ein: Marktzentrierung, Wertsteuerung und Kurzfristorientierung werden zu Maximen auf allen Ebenen der Organisation und stehen einer Ausübung

oder Entfaltung betrieblicher Mitbestimmung entgegen. In diesem betrieblichen Umfeld fällt es auch den Gewerkschaften schwer, ihre klassischen Rekrutierungsstrategien zu erhalten (vgl. Panel 3). Mögliche Themenfelder des Panels sind:

- Wandel betrieblicher Strukturen und Prozesse
- Neue Formen der Arbeitsorganisation
- Auflösung klassischer Arbeitsverhältnisse im Betrieb?
- Betriebliche Mitbestimmung unter Druck
- Die Suche nach einem neuen Betriebsbegriff
- Die Betriebsverfassung und die Auflösung der fordistischen Betriebe

Panel 2: Segmentierung und Strukturwandel von Arbeit und Arbeitsmarkt

Ausgehend vom ökonomischen und soziokulturellen Strukturbruch Mitte der 1970er Jahre wandelt sich die Arbeitswelt seit einigen Jahrzehnten deutlich. Zwei Veränderungsdimensionen lassen sich bezüglich der Arbeitsmarktentwicklung hervorheben, die in einem gegenseitigen Wechselverhältnis zueinander stehen: 1) die strukturelle Verschiebung zwischen den Wirtschaftssektoren und 2) die Segmentierung von Arbeitsverhältnissen und Beschäftigtengruppen. Die unterschiedlichen Phänomene und Triebkräfte dieser Wandlungsprozesse werden begrifflich unter anderem mit Tertiarisierung, Feminisierung, demographischem Wandel, Digitalisierung, Prekarisierung, Heterogenisierung und Flexibilisierung umschrieben. Sie stehen im Zentrum dieses zweiten Panels und sollen im Hinblick auf ihre Implikationen für den Strukturwandel der Arbeit betrachtet werden. Denn all diese Entwicklungen wirken sich nicht nur auf die »äußeren« Umstände der Beschäftigung wie bspw. den zeitlichen Umfang des Beschäftigungsverhältnisses, dessen Befristung oder Geringfügigkeit aus, sondern auch auf den Inhalt und die Gestaltung von Arbeit.

Themen und Fragestellungen ergeben sich dabei auch daraus, dass einige Begrifflichkeiten sich durch einen gewissen Dualismus auszeichnen. Flexibilität fordern nicht nur die Arbeitgeber. Eine flexible Arbeitszeitgestaltung kann auch eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichen. Ebenso denken viele bei atypischen Beschäftigungsformen wie Leiharbeit und Werkverträge zunächst an »Niedriglöhne« und »Geringqualifizierte«. Doch auch bei den Hochqualifizierten lassen sich Auflösungserscheinungen in Bezug auf das Normalarbeitsverhältnis beobachten. Man könnte die These vertreten, dass jenseits der »Mitte der Arbeitsgesell-

schaft«, die immer noch von den relativ stabilen Verhältnissen des produzierenden Sektors geprägt ist, sowohl der »obere« als auch der »untere« Rand »ausfranst«. Dieses Panel umfasst drei zentrale Fragenkomplexe:

- Lassen sich bei den aufgezeigten Entwicklungen an den beiden Enden des Spektrums Gemeinsamkeiten entdecken oder entstehen hier ganz unterschiedliche neue Verhältnisse? Und lässt sich diese These überhaupt empirisch untermauern?
- Ist nicht die gesamte Arbeitswelt und mit ihr der Arbeitsmarkt und die Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse einem Wandel unterworfen? Und wenn ja, was sind die Merkmale dieses Wandels? Wie kann man diesen Wandel konzeptionell fassen?
- Oder lassen sich vielmehr unterschiedliche Wandlungsprozesse anhand der Sektorengrenzen differenzieren? Wie unterscheidet sich die Arbeit im Dienstleistungssektor von der Arbeit in der industriellen Produktion?

Panel 3: Gewerkschaften im Wandel – Organisationales Lernen

Die Gewerkschaften gehören zu den Gewinnern des Industriekapitalismus. Generell gestaltet es sich für die Gewerkschaften jedoch komplizierter, auch unter veränderten gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen erfolgreich zu sein. Daher ist weiterhin offen, welchen Platz sie im neuen Kapitalismus haben werden. Der archimedische Punkt für eine erneuerte gewerkschaftliche Präsenz und Handlungsfähigkeit liegt darin, ob und wie sie ihre Organisationsmacht verändern. Damit ist vor allem gemeint, wie sie nach dem Ende der Arbeiterbewegung, im Kontext von Industrie 4.0 und prekären Arbeitsmärkten, nicht nur Mitglieder gewinnen und halten, sondern angesichts neuer Heterogenitäten handlungsfähig bleiben. Die bis heute bestehende männlich-arbeiterliche Dominanz in den deutschen Gewerkschaften hat eine Repräsentationslücke zur Struktur der Arbeitsmärkte entstehen lassen, welche ihre allgemeine politische Repräsentationsfähigkeit in Frage stellt. In der Gewerkschaftsforschung dominieren Studien, die sich mit den Handlungsfeldern und Politiken der Gewerkschaften befassen. Dagegen sind Studien, die sich mit den inneren Strukturen, Ressourcen und Akteuren der Gewerkschaften befassen, indem sie durch die Brille der Organisationsmacht die Handlungsfähigkeit der Gewerkschaften deuten und sie in diesem Sinne als einen eigenverantwortlichen strategischen und lernenden Akteur verorten – eher eine Rarität. Der Blick auf die äußeren statt auf die inneren Umstände verschleiert jedoch, dass gewerkschaftliches Handeln nicht nur von den

äußeren Bedingungen beeinflusst wird, – immer wieder wird in der Literatur mit äußeren Sachzwängen argumentiert – sondern ebenso durch die Wahrnehmungs-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse innerhalb der Organisation.

In diesem Panel wollen wir Gewerkschaften als strategische Akteure ernst nehmen, was auch bedeutet, sie weniger als Opfer der Verhältnisse oder abgeleitete Variante vorgegebener Strukturen zu verstehen, denn als gestaltende Akteure. Von einer Totalrevision gewerkschaftlicher Organisation kann nicht ausgegangen werden. Dem stehen die Pfadabhängigkeit und vor allem das interessen geleitete Handeln der einzelnen Akteure entgegen. Im Sinne von Wolfgang Streeck und Kathleen Thelen (2005) müsste also eher von »Anbauprozessen« die Rede sein, die die bisherige Organisation ergänzen und damit auch stückweise verändern, aber keine Hundertachtziggraddrehung bedeuten. Im Zentrum der Debatten und Beiträge sollten folgende Themen stehen:

- Welche Lernprozesse und Veränderungen haben die Gewerkschaften in den letzten Jahren durchlaufen?
- Welche Erfahrungen, Wirkungen und Veränderungen haben sich durch die Fusionen für das deutsche Gewerkschaftsmodell ergeben?
- Inwieweit ist die systematische Mitgliederpolitik ein Projekt, das den Umbau der Gewerkschaften voran gebracht hat?
- Sind die Gewerkschaften in der Lage, die veränderte Arbeitsmarktlage von Frauen in ihren Organisationen abzubilden; welche Veränderungsprozesse lassen sich diesbezüglich identifizieren?
- Welche Rolle wollen und können Gewerkschaften im deutschen Modell spielen, und was für organisationale Veränderungsprozesse lassen sich in diesem Kontext identifizieren?

Der Call for Papers richtet sich insbesondere an NachwuchswissenschaftlerInnen, die sich im Endstadium eines Forschungsprojektes, einer Buchveröffentlichung oder eines Dissertationsvorhabens befinden, das sich mit den Themenfeldern der Tagung befasst.

Wer Interesse an dieser Tagung hat, sollte bis zum **1. August 2014** ein maximal zweiseitiges Exposé einreichen. Anmeldeschluss für den Workshop ist der **1. Oktober 2014**. Veranstalter sind Prof. Dr. Wolfgang Schroeder und Dr. Samuel Greef (Universität Kassel), Prof. Dr. Ulrich Brinkmann und Dr. Oliver Nachtwey (Universität Trier) sowie Werner Fiedler (Hans-Böckler-Stiftung). Bitte senden Sie Ihr Exposé an:

Tanja Schöttner

E-Mail: schoettner@uni-kassel.de

Handlungs- und Interaktionskrisen: Theoretische und empirische mikrosoziologische Perspektiven

Sonderheft der Österreichischen Zeitschrift für Soziologie

Neben den »großen« sind es auch die »kleinen«, alltäglichen, aber oftmals nicht minder existenziellen Krisen, von denen die Soziologie zwar produktive gedankliche Impulse beziehen konnte, die erstaunlicherweise jedoch bisher kaum für die soziologische Theoriediskussion in systematischer Art und Weise fruchtbar gemacht wurden. Berühmt geworden sind etwa Garfinkels Krisenexperimente, mittels derer er durch bewusste Irritation alltäglicher Handlungssequenzen, die von den Handelnden unthematisierten »background features« und »Basisregeln« der praktischen Herstellung sozialer Ordnung aufzudecken versuchte. Man denke auch an Goffmans Analysen interpersoneller Handlungskoordination und seine Untersuchung von »Krisen« der Interaktion (Fauxpas), die zwar von einigen der teilnehmenden AkteurInnen bemerkt und doch stillschweigend und taktvoll übergangen werden und so letztlich latent bleiben.

Doch welche Rolle spielen mikrosoziologische Handlungs- und Interaktionskrisen für das Verständnis der Dynamiken zeitgenössischer Gesellschaften? Nicht zuletzt mit Blick auf die Individualisierung von Formen der Lebensführung und einer De-Institutionalisierung von Lebensläufen lässt sich einerseits nach den strukturellen Bedingungen, andererseits aber – *bottom-up* – auch nach den konkreten *Manifestationen* von krisenhaften Momenten und Ereignissen in Hinblick auf kürzere und längere zeitliche Perspektiven und nach Versuchen und Strategien ihrer *Bewältigung* fragen. Ebenso gilt es auszuloten, inwieweit es nicht auch die gesellschaftlichen »Stillstände« sind, etwa das Beharrungsvermögen eingelebter, unreflektierter Routinen und spezifischer institutioneller Konstellationen (z.B. die Undurchlässigkeit des Bildungssystems), die Krisen auf der Ebene interpersoneller Handlungskoordination evozieren. Eine Herausforderung besteht also darin, die komplexen (multi-)reziproken Relationen zwischen den »großen« gesellschaftlichen Entwicklungen und den »kleinen« Handlungs- und Interaktionskrisen in ihrer Komplexität zu rekonstruieren, ohne die dichotomisierende Unterscheidung von »Mikro« und »Makro« zu perpetuieren. Auch wenn in dem Sonderheft für eine vertiefte handlungstheoretische und empirisch-mikrosoziologische Auseinandersetzung mit den »kleinen« Krisen plädiert werden soll, so gilt es, die »großen« kontextuellen Bedingungen ihres Auftretens und ihrer Bewältigung nicht aus den Augen zu verlieren.

In einigen handlungstheoretischen Ansätzen wie dem Pragmatismus (Dewey, Mead), der Ethnomethodologie, der objektiven Hermeneutik Oevermanns oder der phänomenologisch orientierten Soziologie von Alfred Schütz, wie auch in der von ihm inspirierten Wissenssoziologie wird dem Konzept der Krise bzw. dem Auftreten »problematischer Situationen« ein besonderer Stellenwert zugewiesen. Dabei kommt den Versuchen einer theoretischen Fassung der Genese und des Ablaufs von Handlungskrisen und deren Bewältigung eine entscheidende Rolle zu. Doch obwohl die »Figur« der Handlungskrise in unterschiedlichen Theorieansätzen zu entdecken ist, so fehlt doch erstaunlicherweise sowohl eine breitere soziologische Reflexion auf die Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieser verschiedenen handlungs- und interaktionstheoretischen Krisenbegriffe als auch eine Diskussion ihrer theoriesystematischen Funktion und ihrer Implikationen für die allgemeine Theoriebildung. Neben theoretischen Impulsen, die durch eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Krisenbegriff ausgelöst werden sollen und die als heuristisches Anregungspotential für die empirische Forschung wirken können, erwarten wir umgekehrt von empirischen Beiträgen Anregungen für die soziologische Theoriebildung.

Mit Blick auf die theoretischen, methodologischen und empirischen Implikationen einer Diskussion des Krisenbegriffs lassen sich einige für das geplante Sonderheft relevante Perspektiven beispielhaft skizzieren:

Die Figur der Handlungskrise geht oftmals – etwa bei Giddens im Wechsel vom praktischen zu einem diskursiven Bewusstsein oder im Pragmatismus im Wechsel vom gewohnheitsmäßigen Handeln zum reflexiven Denken – mit einer theoretischen Konzeptualisierung von (zumindest) zwei unterschiedlichen Handlungsmodi oder -phasen einher. In systematischer Hinsicht lässt sich fragen: Inwiefern legt das Konzept der Handlungskrise bzw. des Handlungskonfliktes eine Unterscheidung verschiedener Formen menschlicher Handlungskoordination nahe? Kommen verschiedenen Handlungsmodi in verschiedenen Phasen spezifische Funktionen zu – zum Beispiel das reflexive Bewusstsein als »Vehikel der Bewältigung von Handlungskrisen, das gewohnheitsmäßige Handeln als zu erreichendes Ziel eines (temporären) nicht-krishaften »In-der-Welt-Seins«? Oder sind diese theoretischen Annahmen mit Blick auf spezifische empirische Fälle unterkomplex und müssen weiter ausdifferenziert werden?

Eine weitere Fokussierung kann auf die Bedingungen der Möglichkeit des Auftretens von Handlungs- und Interaktionskrisen bzw. »problematis-

schen Situationen« erfolgen, auf die jeweiligen Konstellationen von AkteurInnen, situativen Kontexten und strukturellen Bedingungen. Die theoretische Konzeption von Handlungs- und Interaktionskrisen enthält immer bereits auch Implikationen hinsichtlich eines *vor*-krisenhaften menschlichen ›In-der-Welt-Seins« und es stellt sich die Frage, wie dieses genauer theoretisch gefasst werden kann. Sind es kognitive *matchings* oder Typen, die sich im Handeln nicht bewähren und so (im weitesten Sinne) Krisenbewältigungsstrategien nach sich ziehen oder regt die Rede von *Krisenerfahrungen* nicht dazu an, grundsätzlicher über das Verhältnis von AkteurInnen und ›Welt« nachzudenken. Was genau ist es, das ›problematisch« wird und so Krisen evoziert? Nimmt man seinen Ausgangspunkt nicht ausschließlich bei kognitiven und mentalen Schemata, so drängen sich insbesondere aktuelle (praxis-)theoretische Diskussionen zum Status impliziten Wissens und Überlegungen zur Konzeptualisierung von Formen prä-reflexiver und vor allem körperlich und affektiv vermittelter Formen der Handlungskoordination auf.

Der theoretische Status des Begriffs der Krise bzw. des Handlungskonflikts samt seiner Implikationen und seiner theoretischen ›Einbettung« in unterschiedlichen theoretischen Ansätzen, gibt unseres Erachtens – gewissermaßen als *tertium comparationis* – eine hervorragende Möglichkeit ab, Theorien auch vergleichend zu befragen. Eine solche Triangulation kann aber auch über die Empirie erfolgen und auf diesem Wege methodologische Fragen generieren.

Diese Perspektiven implizieren freilich unmittelbar die Frage danach, was genau unter einer »Krise«, einer »problematischen Situation«, einem »Handlungskonflikt« usw. zu verstehen ist. In dem geplanten Sonderheft sollen deshalb folgende theoretische und empirische Fragestellungen thematisiert werden:

- In welcher Art und Weise werden Krisen in handlungs- und interaktionstheoretischen Ansätzen konzeptuell gefasst? Welcher systematische Stellenwert kommt dem Krisenbegriff zu und in welcher Relation steht er zu anderen relevanten theoretischen Konzeptualisierungen – etwa dem Auftreten von Reflexionsprozessen oder von Emotionalität und Affektivität?
- Wie gestalten sich die Konstitution von und der Umgang mit Krisen in interpersonellen Interaktionssituationen? Welche Definitions-, Überwindungs-, Vermeidungs-, Normalisierungsstrategien etc. sind zu beobachten und *wie* werden diese ›praktiziert? Wie kommt es überhaupt zur interaktiv ausgehandelten Zuschreibung des Deutungsmusters »Krise«

- (*doing* Krise)? Wie lässt sich das Auftreten von Krisen (interaktiv) vermeiden und »Vertrauen« und »Sicherheit« schaffen?
- In methodologischer Hinsicht lässt sich fragen: In welcher Art und Weise können Handlungs- und Interaktionskrisen methodisch kontrolliert identifiziert und erforscht werden? Welcher Stellenwert kommt dabei den TeilnehmerInnenperspektiven und welcher der BeobachterInnenperspektive zu? Welche Aspekte sind dabei jeweils als Bezugspunkte von Krisendiagnosen bzw. -erfahrungen auszumachen?
 - Schließlich lässt sich entlang der zeitlichen Dimension fragen, welche Bedeutung Krisen etwa in Form des zeitweiligen und partiellen Verlusts von Handlungsfähigkeit und deren Bewältigung mit Blick auf längere temporale Perspektiven im Kontext individueller Lebensführung und Lebensläufe zukommt. Lassen sich *typische* biographische Krisen identifizieren?

Die Herausgeber laden dazu ein, sowohl theoretische, empirische als auch methodologisch orientierte Artikel einzureichen. Insbesondere sind Einreichungen willkommen, die auch einen Beitrag zur konzeptuellen Weiterentwicklung des Verständnisses von Handlungs- und Interaktionskrisen leisten – sei es durch theoretisch-begriffliche Analyse oder auf der Grundlage empirischer Studien. Englischsprachige Manuskripte sind ebenfalls willkommen.

Die Manuskripte (max. 55.000 Zeichen, inkl. Leerzeichen) sind als Word-Dokument bis zum **15. November 2014** per E-Mail an die Herausgeber zu senden. Alle für das Sonderheft in die engere Auswahl gezogenen Beiträge durchlaufen ein double-blind review-Verfahren. Die Überarbeitungen auf der Grundlage der Gutachten sollen bis zum 31. Mai 2015 erfolgen. Die Veröffentlichung des Sonderheftes erfolgt im Frühjahr 2016. Bei der Manuskripterstellung sind die allgemeinen Richtlinien der ÖZS zu beachten: www.springer.com/social+sciences/journal/11614

Herausgeber:

Prof. Dr. Frank Adloff

E-Mail: frank.adloff@soziol.phil.uni-erlangen.de

Alexander Antony, M.A.

E-Mail: alexander.antony@fau.de

PD Dr. Gerd Sebald

E-Mail: gerd.sebald@fau.de

Michael Becker

Politik des Beschweigens

Die Debatte um das Verhältnis der Soziologie zum Nationalsozialismus ist zunehmend von Missverständnissen und persönlichen Anschuldigungen geprägt. Zudem mangelt es den bisherigen Diskussionsbeiträgen an einer theoretisch fundierten soziologiegeschichtlichen Forschungsperspektive. Im Anschluss an Demirović wird daher vorgeschlagen, die Soziologie als Feld sozialer Auseinandersetzungen zu verstehen, in dem über das gesellschaftliche Selbstverständnis gestritten wird. Die weitgehende Ausblendung des Nationalsozialismus ist selbst Ergebnis solcher Auseinandersetzungen, die historisch-soziologisch zu rekonstruieren und zu erklären sind. Beispielhaft wird das Wirken des Marburger Soziologen und Horkheimer-Schülers Heinz Maus nachgezeichnet, der sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit für eine soziologische Aufarbeitung des Nationalsozialismus einsetzte. Während diese Versuche in der Soziologie auf heftige Abwehr trafen, wurde die Erforschung des Nationalsozialismus zur Aufgabe der neu entstehenden Disziplin Zeitgeschichte erklärt, deren Entwicklung in komparativer Absicht skizziert wird. Die von Stefan Kühl geforderte »Normalisierung« der soziologischen NS-Forschung erinnert an die zeitgeschichtliche Debatte um die Historisierung des Nationalsozialismus; damit stellt sie einen Eingriff in das disziplinäre Selbstverständnis dar, der selbst zu problematisieren ist.

The current debate about sociology's failure to confront the National Socialist past is increasingly characterized by misunderstandings and personal allegations. Moreover, the previous contributions lack a coherent research program to address the history of sociology. The missing reception of National Socialism by professional sociologists is a result of intense conflicts within the field regarding the collective self-images of society. Thus it has to be explained by means of a historical and sociological analysis of academic sociology itself. The efforts Heinz Maus, sociologist from Marburg and proponent of the Frankfurt School's Critical Theory, to establish critical sociological research on National Socialism in postwar Germany can serve as an example. While these efforts were met with fierce resistance within the German Sociological Association, German historians were officially commissioned to research the National Socialist past. The recently proposed »normalization« (Stefan Kühl) of sociological research on National Socialism, meanwhile, reminds of the Broszat-Friedlander debate about the historization of the NS past. This notion of »normalization« is challenged, as it carries highly problematic implications for the understanding of »modern« society.

Andreas Stückler**Gesellschaftskritik und bürgerliche Kälte**

Es ist eine der großen, zwischen nüchtern-empirischer und betont gesellschaftskritischer Soziologie jedoch weitgehend vernachlässigten Paradoxien bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften, dass sich trotz eines noch nie da gewesenen Ausmaßes kritischer Einsprüche und Interventionen gegen gesellschaftliche Missstände die so viel kritisierten gesellschaftlichen Verhältnisse erstaunlich reibungslos und nahezu ungebrochen zu reproduzieren vermögen. Mit eben diesem Sachverhalt möchte sich der vorliegende Beitrag auseinandersetzen. Die dabei vertretene These lautet, dass dieser Widerspruch gesellschaftskritischer Praxis in der Struktur und der Dynamik von Gesellschaftskritik selbst begründet liegt, und zwar insofern, als Kritik sich stets innerhalb eines, die bürgerliche Subjektivität maßgeblich bestimmenden Spannungsfeldes zwischen Anpassung und Widerstand artikuliert. Mithilfe des aus der klassischen Kritischen Theorie kommenden Konzepts der »bürgerlichen Kälte« soll dieses paradoxe Phänomen näher beleuchtet und dabei auch Konsequenzen für eine kritische Praxis diskutiert werden, die nicht länger an ihren eigenen kritischen Ansprüchen scheitert.

It is one of the paradoxes of capitalist society that in spite of an unprecedented extent of social criticism reached in present days, the societal conditions criticised are able to reproduce virtually unabated and with surprising ease. This fact being widely neglected both by matter-of-fact empirical and explicitly critical sociology is to be discussed in the present contribution. The hypothesis advocated here states that this paradox of critical practice is due to the structure and the dynamic of social criticism itself – in the sense that critique is always articulated within a tension field between adjustment and resistance, substantially determining civic subjectivity. Using the concept of »bürgerliche Kälte« (»bourgeois coldness«) from Critical Theory, this contradictory phenomenon is to be examined and its consequences to be discussed – for a social critique which no longer fails on its own critical claims.

Stefan Hirschauer**Sinn im Archiv?**

Der Beitrag erörtert die Möglichkeiten und Grenzen der Übertragung des Modells der Archivierung quantitativer Daten auf qualitative Datensätze. Es zeigen sich Differenzen des Datenbegriffs, die auf die unterschiedlich organisierten Forschungsprozesse zurückgehen. Der Aufsatz diskutiert den möglichen Sinn und Unsinn einer Vorratsdatenspeicherung in der qualitativen Sozialforschung und expliziert ein Abwägungsproblem zwischen dem potenziellen (zukünftigen) Nutzen und den dafür aufgebrachtten Kosten der Datenarchivierung sowie den durch sie er-

zeugten Schäden. Sie liegen vor allem in der Gefährdung des Vertrauensverhältnisses zu den InformantInnen. Das Hauptproblem einer flächendeckenden Datenarchivierung ist, dass die Archivierung der Daten ihre zukünftige Produktion untergraben kann.

This article discusses the potential and the limits of current efforts to extend the model of archiving quantitative to qualitative data. Here, differences with regard to the term »data« become apparent which are linked to the different logics of research. This article discusses the potential sense and nonsense of data archiving in qualitative social research and explicates a problem of weighing up the potential (future) benefit and the financial costs of data archiving, alongside the potentially ensuing damage caused by it. With regard to the latter, this concerns compromising the bond of trust built with our informants. Thus, the main problem of a comprehensive data archiving initiative is that it would undermine the production of data in the future.

Jürgen Gerhards Top Ten Soziologie

Der Artikel gibt das Ergebnis einer kleinen Umfrage wieder, in der Kolleginnen und Kollegen die zehn wichtigsten soziologischen Texte, die Studierende der Soziologie gelesen haben sollten, nennen sollten. Die Analysen kommen zu folgendem Ergebnis. a) Zwischen den Befragten gibt es keinen Konsens im Hinblick auf einen verbindlichen Kanon von Texten; die Streuung der angegebenen Texten ist sehr hoch. b) Klassiker der Soziologie (Weber, Durkheim, Elias etc.) werden besonders häufig genannt. Die Identitätsbildung der Soziologie erfolgt weniger durch eine Paradigmatisierung als durch die Rückbesinnung auf die Vergangenheit, durch eine *invention of tradition*. c) Ein Vergleich mit Ergebnissen einer Umfrage, die von der International Sociological Association durchgeführt wurde, zeigt, dass der geringe Grad der Paradigmatisierung und die Bezugnahme auf die Klassiker nicht allein typisch für die deutsche Soziologie ist, sondern ein internationales Phänomen darstellt.

The article reports the results of a small survey in which colleagues were asked to name the ten most important sociological texts students of sociology should have read. The analyses come to the following results: a) There is no consensus between the respondents regarding a binding canon of texts; the variance of the texts mentioned is very high. b) Classics of sociology (Weber, Durkheim, Elias etc.) are mentioned particularly often. It seems that sociology's identity is not based on a shared paradigm but on a common orientation towards the past by inventing a tradition. c) A comparison with results of a survey done by the International Sociological Association shows that both characteristics (weak paradigmatisation, orientation towards the past) are not only typical for German sociology but an international phenomenon.

Wir bitten Sie, bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung zu berücksichtigen: Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

Fußnoten nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

Literaturhinweise im Text durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei zwei Autor/innen beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei drei und mehr Autor/innen nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

Mehrere Titel pro Autor/in und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

Literaturliste am Schluss des Manuskriptes: Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor/in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren Autor/innen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

Bücher: Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte ein Kontingent von 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.

Arbeit - Interessen - Partizipation

Herausgegeben von Ludger Pries und Rainer Trinczek



Veronika Dehnen
**Grenzüberschreitende
Verhandlungen**

Wie Akteursdynamiken
und institutionelle Umwelten
Internationale Rahmenverein-
barungen beeinflussen

2014. 314 Seiten. € 39,90. Band 11
ISBN 978-3-593-50060-7

Fast 25 Jahre nach dem Abschluss der ersten Internationalen Rahmenvereinbarung bleibt die Frage offen, weshalb solche Vereinbarungen in Unternehmen mit Gewerkschaften geschlossen werden und inwieweit diese Erwerbsregulierung prägen. Veronika Dehnen untersucht den Einfluss von unterschiedlichen Akteuren und zeigt Kriterien auf, mit welchen der Nutzen der Vereinbarungen bewertet werden kann.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

Internationale Arbeitsstudien

Herausgegeben von Klaus Dörre und Stephan Lessenich



Dennis Eversberg

Dividuell aktiviert

Wie Arbeitsmarktpolitik

Subjektivitäten produziert

2014. 686 Seiten. € 45,-. Band 1

ISBN 978-3-593-50059-7

Die Hartz-Reformen rückten das Paradigma der aktivierenden Arbeitspolitik in den Fokus: Durch Eigeninitiative sollen aus »passiven« Arbeitslosen »aktive« Arbeitssuchende werden. Dennis Eversberg entwickelt eine soziologische Konzeption dieses Arbeitsmarkts, der »aktivierte« Subjekte erzeugen soll. Er entschlüsselt damit an einer empirischen Fallstudie die gesellschaftliche Dynamik der »Dividualisierung«: Arbeitskraft bezieht sich nicht mehr auf das Individuum. Stattdessen sind »Dividuen« gefragt, die ihre Kompetenzen permanent messen, vergleichen und optimieren, um den Marktanforderungen gerecht zu werden.

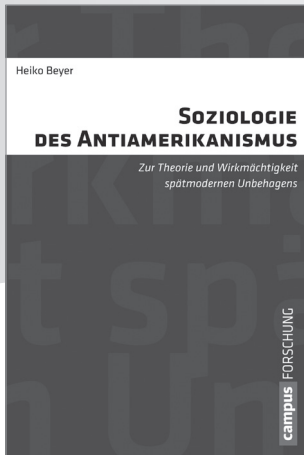


campus.de

campus

Frankfurt. New York

Aktuelle Neuerscheinung



Heiko Beyer

Soziologie des Antiamerikanismus

Zur Theorie und Wirkmächtigkeit
spätmodernen Unbehagens

2014. 222 Seiten. € 36,90

ISBN 978-3-593-50057-7

In den letzten Jahren ist das Phänomen des Antiamerikanismus kontrovers diskutiert worden. An expliziten Erklärungen und verlässlichen Daten mangelt es jedoch bislang. Heiko Beyer schließt diese Lücke: Zum einen entwirft er einen theoretischen Ansatz, der die Mechanismen antiamerikanischer Einstellungen und Handlungen aufzeigt. Zum anderen legt er Ergebnisse einer deutschlandweiten Umfrage vor, die erstmals fundierte Aussagen über die Verbreitung des Antiamerikanismus zulassen und auf deren Grundlage das theoretische Modell überprüft werden kann.



campus.de

campus

Frankfurt. New York

